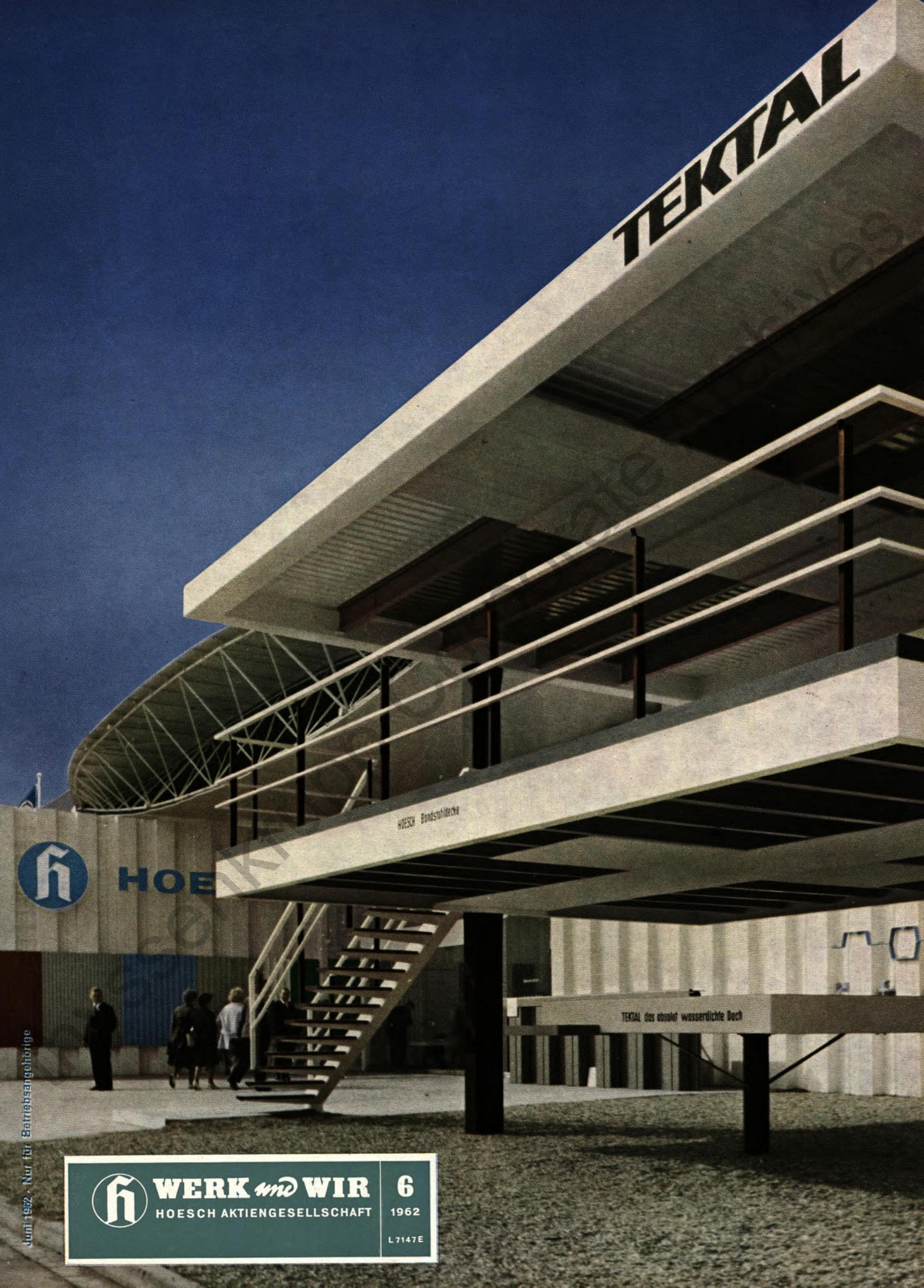




TEKTAL

HOECHST Bondstuhlleuchte

TEKTAL das absolut wasserdichte Dach

Junii 1962 - Nur für Betriebsangehörige



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESellschaft

6

1962

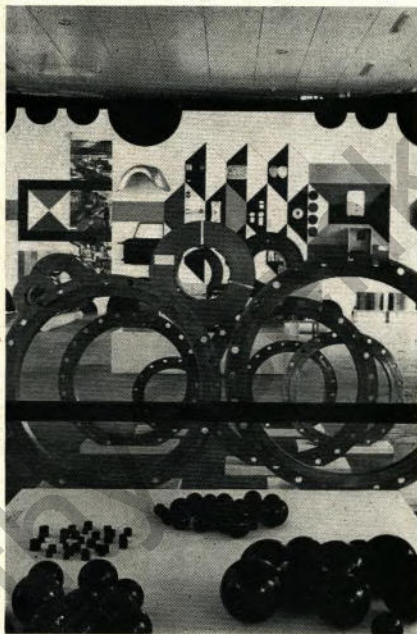
L 7147 E



WERK *und* WIR



Titelseite: Viele Fragen und Gespräche kreisten bei der Hannover-Messe um das neuartige Hoesch-Dach TEKAL, das wir auf der Messe zum erstenmal der Öffentlichkeit vorstellten und dessen Bauelemente aus PLATAL, dem kunststoffbeschichteten Stahlblech, bestehen



Rückseite: Übersichtlich bot sich dem kritischen Blick des Messegastes die Vielfalt der Hoesch-Erzeugnisse. Unser Bild umfaßt einen kleinen Ausschnitt: im Vordergrund Mahlkörper und Flanschen der Hoesch Hammerwerke in Olpe, im Hintergrund eine Schauwand für verschiedene Erzeugnisse aus Hoesch-Stahl

Stahl ist ein vorzüglicher Werkstoff

Hoesch hat in diesem Jahr auf der Hannover-Messe zwei vielbeachtete Neuheiten der Öffentlichkeit gezeigt: TEKAL, ein Dachsystem aus PLATAL, und den Hoesch-Bungalow, ein schlüsselfertiges Haus ebenfalls aus TEKAL und PLATAL – über beide berichten wir in diesem Heft.

TEKTAL und auch der Hoesch-Bungalow bedeuten aber mehr als nur zwei in unser Fertigungsprogramm neu aufgenommene Erzeugnisse; ihre Entwicklung ist vielmehr auf ganz grundsätzliche Vorstellungen zurückzuführen, die Dr. Ochel bei der letzten Hauptversammlung ansprach, als er erklärte, daß der hohe Leistungsstand, den die Stahlindustrie erreicht habe, mehr denn je dazu zwingt, dem Verbrauch des Stahls größere Aufmerksamkeit zu schenken und ihm immer mehr neue Anwendungsgebiete zu erschließen.

Schon der Aufbau unseres Konzerns zeigt, daß wir wie dem Ausbau der Hütte mit modernsten Anlagen unserer Weiterverarbeitung, die für den Verbrauch von Stahl immer mehr Bedeutung gewinnt – heute schon liefert die Westfalenhütte etwa 35 v.H. ihrer Gesamtstahlerzeugung an unsere weiterverarbeitenden Werke –, seit je besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Beim Ausbau und bei der Modernisierung aller unserer Betriebe und Werke haben wir deshalb auch für die mit den neuen Walzstraßen zwangsläufig wachsenden Kapazitäten entsprechend größere und zusätzliche Verarbeitungsmöglichkeiten geschaffen. So folgte – um ein Beispiel zu nennen – dem Beschluß, ein neues Breitbandwalzwerk zu erstellen, der Bau des 1955 gemeinsam mit Mannesmann errichteten Groß-Rohrwerkes Mannesmann-Hoesch, das mit dem Stahlband unseres Breitbandwalzwerkes versorgt werden sollte; das gleiche gilt für das 1956 erstellte Rohrwerk Hagen und das 1957 in Betrieb genommene Baroper Werk für spiralgeschweißte Rohre.

Aus diesen Erwägungen hat auch unsere Trierer Walzwerk AG PLATAL, den kunststoffbeschichteten Stahl, entwickelt, der seit dem vorigen Jahr in eigens errichteten Werkshallen (siehe Heft 9/1959 und Heft 9/1961) erzeugt wird. Schon heute sind wir fest überzeugt, daß auch unser jüngstes Erzeugnis auf diesem Gebiet, das aus PLATAL und Kaltprofilen der Hohenlimburger Walzwerke entstandene Dachsystem TEKAL, einen guten Markt finden wird. Die Erfolge auf der Hannover-Messe haben unsere Erwartungen vollauf gerechtfertigt.

PLATAL und TEKAL sind besonders gute Beispiele dafür, daß man dem technischen Fortschritt nicht ausweichen darf, sondern daß man mit ihm Schritt zu halten oder ihm vorauszu-eilen hat: So haben wir durchaus nicht die Augen vor den Vorzügen des Kunststoffes verschlossen, die den Stahlverbrauch auf einigen Gebieten mindern könnten, sondern haben vielmehr mit PLATAL einen neuartigen Verbundwerkstoff entwickelt, der die Vorteile des Kunststoffes mit denen des Stahls vereint. Nur auf diese positive Weise werden wir dem Wettbewerb des Kunststoffes und dem anderer Werkstoffe auch in Zukunft erfolgreich begegnen können. Wenn auch der Marktanteil, den der Stahl bisher durch andere Werkstoffe verloren hat – er wird mit drei bis vier v. H. des Stahlverbrauchs geschätzt –, verhältnismäßig gering ist, und wenn auch die Fachleute für die Zukunft eine steigende Nachfrage nach Stahl voraussagen – man rechnet, daß der Bedarf der Bundesrepublik von den heutigen 33 Millionen Tonnen bis 1975 auf 50 Millionen Tonnen jährlich ansteigt –, so müssen wir uns doch ständig bemühen, dem Stahl immer neue Anwendungsgebiete zu erschließen.

„Stahl ist ein vorzüglicher Werkstoff“, sagte Dr. Ochel in unserer letzten Hauptversammlung, „auch wenn er auf einzelnen Anwendungsgebieten mit Kunststoff oder Aluminium zu kämpfen hat, bleiben ihm in Zukunft große Aussichten und vielseitige Entwicklungsmöglichkeiten. In den nächsten Jahren werden unsere Arbeit und unsere Investitionen besonders diesen Aufgaben gelten.“

Inhalt

- 207 Hannover-Messe – Brennpunkt des Fortschritts
- 210 Tektal – das Hoesch-Dach
- 214 Der Hoesch-Bungalow
- 218 Menschenführung von heute
- 221 Höhere Löhne und längerer Urlaub
- 222 Bild des Monats
- 223 Wie die andern leben: Griechenland ■
- 226 Wir wählen einen neuen Landtag
- 230 16 Millionen auf engem Raum
- 231 Passiert – notiert – fotografiert
- 232 Kolumbus im Walde ■
- 234 Mach mit beim Hoesch-Steckenpferdturnier
- 235 50 Jahre bei uns
- 236 Hohenlimburger Pensionäre bleiben dem Werk verbunden
- 238 Jubilare
- 239 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hilstrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à.r.l.Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund

Carl Flügge GmbH Hamburg



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i. W.



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft und Maschinenfabrik
Mainz-Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à.r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 50000

HANNOVER- MESSE

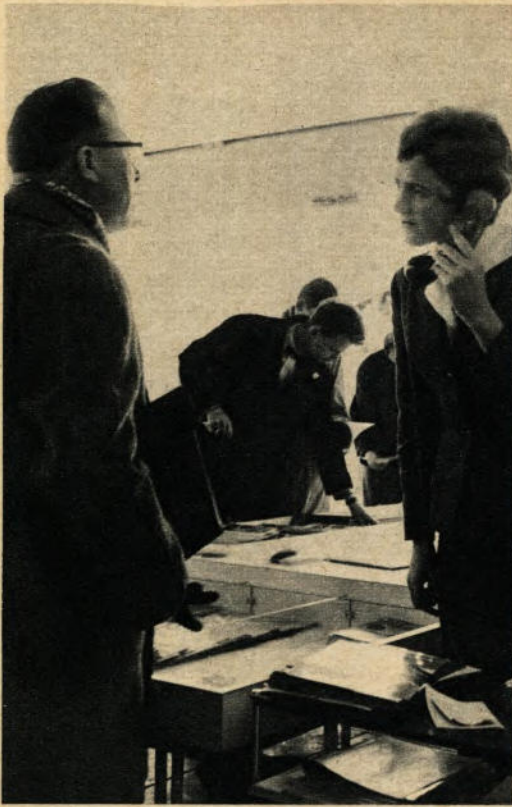


BRENNPUNKT DES FORTSCHRITTS

Zehn Tage lang war die Messe in Hannover der „Markt“ der Welt. Aus weit mehr als 100 Staaten kamen Kaufleute, Techniker und Wissenschaftler nach Hannover. Sie alle konnten sich von neuen Fortschritten der Technik überzeugen. Doch selbst alte „Messehasen“, die in jedem Jahr nach Hannover kommen und das Messegelände wie ihre Westentasche zu kennen glauben, waren in diesem Jahr von neuem überrascht. So verändert wirkte das Bild dieses größten Messeplatzes der Welt, den die Messeleitung mit einem Aufwand von 40 Millionen DM auch im vergangenen Jahr wieder um- und ausgebaut hatte.

▲ Auch in diesem Jahr haben ungezählte Menschen aus aller Welt unser Messehaus an der Stahlstraße besucht, das fast ganz aus Hoesch-Erzeugnissen besteht und dessen klare und schwungvolle Formen immer wieder bestechen

Um rund 55000 Quadratmeter hat sich die Hannover-Messe auf insgesamt 880000 Quadratmeter vergrößert. An der Stelle des früheren Parkplatzgeländes vor dem Nordeingang erheben sich heute zwei riesige neue Ausstellungshallen, so daß der Platz, über den die Messebesucher noch im Vorjahr durch die Eingangstore strömten, jetzt fast ganz von



▲ Gleich am Eingang konnten sich die Besucher an Schautafeln, einem Tisch voller Prospekte und – wenn sie nicht deutsch sprachen – mit Hilfe freundlicher Dolmetscherinnen über alles Wissenswerte unterrichten

Hallen eingeschlossen ist. Der Superlativ vom vergangenen Jahr „Die größte Schau der Welt“ ist wieder einmal übertroffen worden.

1947 – Fischbrötchen und Kräuterwein

Wer 1947 bei der ersten Hannoverschen Messe dabei war, kann erst ganz abschätzen, was für ein Gigant aus der bescheidenen Messe für den „Normalverbraucher“ in den verflossenen 15 Jahren geworden ist. Damals genügten 38000 Quadratmeter, um die erste sogenannte „Exportmesse“ unterzubringen. Heute reichen 565000 Quadratmeter nicht aus, um allen Ausstellern den gewünschten Platz zu geben. Damals besaßen Fischbrötchen und ein Glas Kräuterwein als Messe-Sonderzuteilung die größte Anziehungskraft, und ein Rundgang war nicht mehr als ein kleiner Spaziergang. Wer heute alles sehen wollte, müßte dagegen gut 100 Kilometer weit laufen.

Niemand kann alles sehen

Aber alles sehen zu wollen, ist längst ein Ding der Unmöglichkeit. Selbst wenn man sich nur jeweils drei Minuten vor jedem Messestand aufhalten würde, wären rund 270 Stunden ohne die Marschzeit nötig. 90 Stunden aber war diese größte Schau der Technik nur insgesamt geöffnet, 90 Stunden, in denen sich weit über eine Million Menschen durch die Hallen und über das Freigelände drängten.

5400 Aussteller waren dabei

Fast 50000 Tonnen Ausstellungsgut haben die 5400 Aussteller – unter ihnen 1070 aus dem Ausland – diesmal in Hannover aufgebaut. Der technische Fortschritt kennt keine nationalen Grenzen mehr. Und die Hannoversche Messe wird von Jahr zu Jahr mehr der Brennpunkt, in dem sich der technische Fortschritt der Welt zehn Tage lang sammelt. Hannover kann man nicht mehr übergehen: Hier treffen Angebot und Nachfrage aufeinander, hier sieht man Neuig-

keiten, hier knüpft man alte Verbindungen fester und schließt neue.

Viele Fragen kreisten um Tektal

So war es auch in unserem Messehaus. Besucher aus vielen Ländern kamen zu uns, nahmen das Gespräch mit uns auf und schufen neue – und wie wir hoffen – vielversprechende Verbindungen.

Selbstverständlich kreisten viele Fragen, Erkundigungen und Aussprachen um Tektal, das neuartige Dach, das wir auf der Messe zum erstenmal der Öffentlichkeit vorstellten und dessen Bauelemente aus Platal, dem kunststoffbeschichteten Stahlblech, bestehen. Schon vor dem Messehaus weckte ein aus rotem und weißem Tektal bestehender Dachgiebel das Interesse vieler Besucher, die dann in unserem Messehaus genaue Auskunft über dieses neuartige Dachsystem erhielten. Auf den nächsten Seiten dieses Heftes beschreiben wir Tektal in einem ausführlichen Bericht und stellen danach auch die zweite Neuheit vor, die Hoesch in diesem Jahr nach Hannover brachte: den ebenfalls aus Platal und Tektal errichteten Hoesch-Bungalow, der am Ende der Stahlstraße stand und den starken Andrang der Schaulustigen kaum faßte: weit mehr als dreißigtausend Besucher konnten wir in den wenigen Tagen im Hoesch-Bungalow zählen.

Zehn Tage im Zeichen des Fortschritts

Doch nicht nur diese Neuheiten, sondern auch die Vielfalt aller anderen Hoesch-Erzeugnisse wurden auf der Hannover-Messe 1962 gezeigt und beachtet. Spiral- und längsgeschweißte Rohre, Stahlband in allen denkbaren Ausführungen, Bleche und Profile jeder Art, Schmiede- und Preßstücke, Federn, Flanschen, Drahtseile und was sonst noch die Werkhallen des Hoesch-Kreises verläßt – alles bot sich übersichtlich dem kritischen Blick des Messegastes.

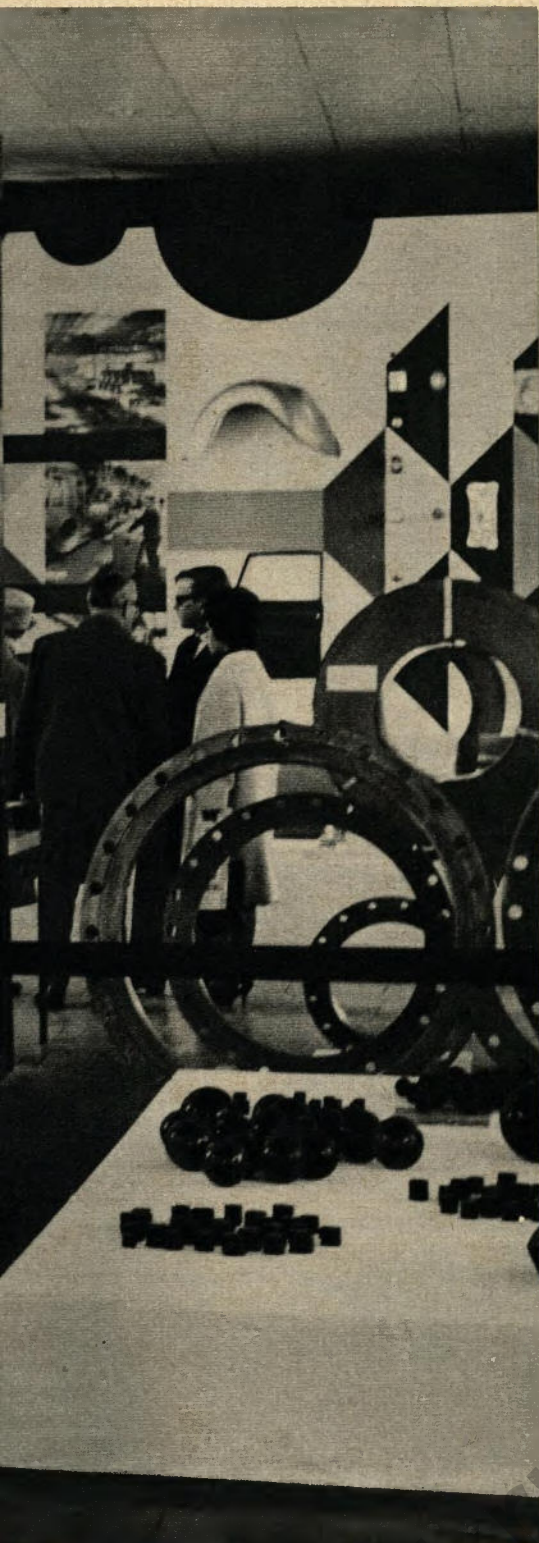
Die zehn Messetage haben wieder einmal bestätigt, daß immer noch besser und rationeller produziert werden und daß unsere von der Technik beherrschte Welt nur in stetem Fortschritt bestehen kann.



1



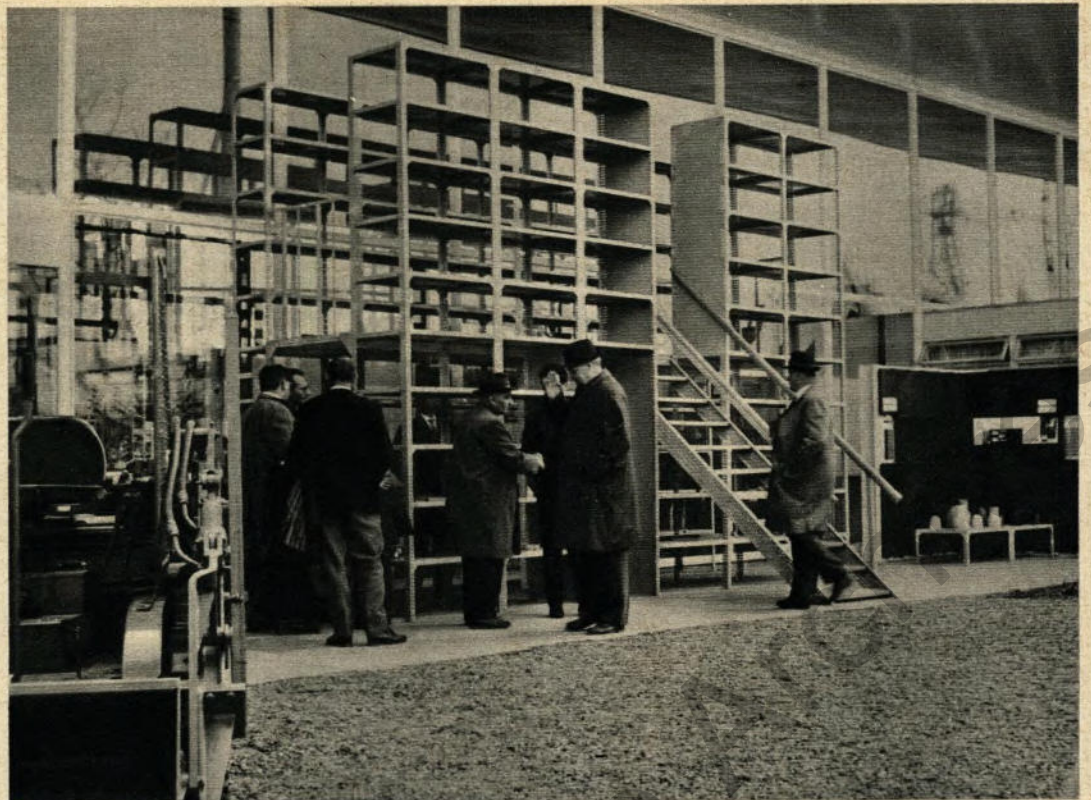
2



1-2 Nicht leicht ist die Aufgabe, die mannigfachen Erzeugnisse der Hoesch-Gesellschaften und -Werke übersichtlich und gefällig dem kritischen Auge des Besuchers darzubieten

3 Auch vor dem Messehaus waren einige Hoesch-Erzeugnisse ausgestellt, wie das Selbstbausystem des Werkes Federstahl Kassel, die Kleinraupe der Schmiedag (links) und feuerfeste Tonwaren der Rheinischer Vulkan Chamotte- und Dinaswerke (rechts)

4 Glaswände, grafische Darstellungen und Fotos lockern auch die Seitenfront unseres Messehauses freundlich auf, vor dem eine bunte Rohrplastik aus verschiedenerlei Hoesch-Rohren steht



3



4



DAS HOESCH DACH

Es begann mit Platal

Nach mehrjährigen Entwicklungsarbeiten traten im Jahre 1958 die Trierer Walzwerke mit Platal, dem hochwertigen kunststoffbeschichteten Stahlblech, auf den Markt. Dieser neue Werkstoff konnte sich dank seiner hervorragenden Eigenschaften schon bald eine Vielzahl neuer Anwendungsgebiete erobern. Seine aus PVC (Polyvinylchlorid) bestehende Kunststoffbeschichtung ist mit dem Stahlblech so innig verbunden, daß die Platal-Tafeln allen Kaltverformungsprozessen unterworfen werden können: Sie lassen sich tiefziehen, abkanten, pressen und durch Profilwalzen schicken, ohne daß sich der Kunststoff vom Stahlblech löst.

Die Erkenntnis lag auf der Hand: Wenn ein Werkstoff Beanspruchungen verträgt, wie sie nur noch unter den gewaltigen Karosserieblechpressen der Automobilwerke auftreten, dann muß er zwangsläufig auch jene Eigenschaften aufweisen, die man von Tragelementen im Bauwesen verlangt. Man zog die Folgerung und entwickelte Tektal, das Dach aus Stahl.

Tektal, das neuartige Dach

Tektal ist keine Dachdeckung, sondern ein vollständiges Dach, das zahlreiche Verwendungsmöglichkeiten erschließt. Seine großformatigen Bauelemente sind aus Platal gefertigt und vereinen größtmögliche Steifigkeit mit höchster

Genauigkeit. Was nun dem Tektal seine besondere Bedeutung verleiht, ist die Tatsache, daß es sich für alle Dach- und Gebäudearten eignet: für flache und steile Dächer, für mehrgeschossige Büro- und Geschäftshäuser, für Einfamilienhäuser und Großwohnblocks, für Garagen und Schuppen. Damit ist eine erstaunliche Verwendungsbreite gegeben. Da es darüber hinaus hohe Ansprüche erfüllt, darf seine Entwicklung als echter technischer Fortschritt gewertet werden.

Es hat sich gezeigt, daß sich die beiden Werkstoffe Stahl und Kunststoff ausgezeichnet ergänzen. Die Kunststoffschicht gewährleistet erstklassigen Korrosionsschutz, so daß Anstrichprobleme und Unterhaltskosten nahezu entfallen. Der Stahlkern seinerseits vermittelt dem Kunststoff hohe Festigkeit und Steifigkeit. Während der Kunststoff PVC allein nur eine Zerreißfestigkeit von etwa 1,7 kg/mm² hätte, erreicht Platal – der Ausgangswerkstoff des Tektal-Daches – dank seines Stahlkerns einen fast 25fachen Festigkeitswert: etwa 40 kg/mm². Bis zu dieser Beanspruchung machen sich in der Kunststoffschicht weder Risse noch sonstige Veränderungen bemerkbar.

Wer sich diese hohe Festigkeit praktisch vorstellen will, mag wissen, daß ein Platal-Streifen von 1 Millimeter Dicke und 40 Zentimeter Breite einen – Volkswagen trägt und dabei noch immer zweifache Sicherheit gegen Bruch aufweist!

Tektal deckt und trägt

Nun gut, wird man sagen, Tektal ist also eine profilierte Dachtafel. Stimmt. Das ist Tektal auch. Aber es ist weit mehr. Es stellt sich als ein Dachsystem dar, das aus mehreren Formstücken besteht, die zweckmäßig aufeinander abgestimmt sind. Seine vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten gehen weit über das hinaus, was mit herkömmlichen Dachdeckungsarten möglich ist. Bislang war man gewohnt, bei einem Dach an das äußerlich Sichtbare, nämlich die „Dachhaut“ zu denken, und wußte, daß unter ihr, von außen nicht sichtbar, eine Dachunterkonstruktion sein mußte, auf der das Dach ruhte.

Tektal ist nun bis zu Spannweiten von 7,50 Meter beides zugleich – Dach und tragende Unterkonstruktion.

Blick auf eine Brücke

Neue Rohstoffe erschließen nicht nur neue Wege, sie ermöglichen auch neue Formen. Als man daranging, den Werkstoff Platal auch dem Bauwesen zugänglich zu machen, erhob sich die Frage nach der günstigsten Formgebung. Sie sollte jüngste technische Erkenntnisse nutzen und damit alle in dem hochwertigen Material schlummernden Möglichkeiten ausschöpfen. Folgerichtig wurden die neuesten Erfahrungen im Großbrückenbau berücksichtigt. So konnten mit Hilfe moderner Berechnungsverfahren neue Konstruktionsformen entwickelt werden.

Jedermann weiß, daß ein herkömmliches Dachsystem aus Dach und Dachstuhl besteht. Weniger bekannt ist vielleicht, daß ein solches Dachsystem aus mehreren verschiedenen Bauteilen besteht, deren jeder zwar einem bestimmten Einzelzweck dient, ohne jedoch gemeinsam mit den anderen als einheitliches Gesamtsystem zu wirken: da gibt es Dachpfetten, die die Dachplatten tragen – Verbände, die das Gesamtdach halten und ihm Stabilität geben – Tafeln und Platten für den Raumabschluß – Klammern, Hakenschrauben u. a. zur Befestigung der Dachplatten – möglicherweise sogar Isolierstoffe wie Dachpappe oder Kunststoffe zur Dachabdichtung. Verschiedene, sehr unterschiedliche Bauelemente also, deren jedes seine ihm allein zugewiesene Aufgabe erfüllt.

Sehen wir uns nun Tektal an.

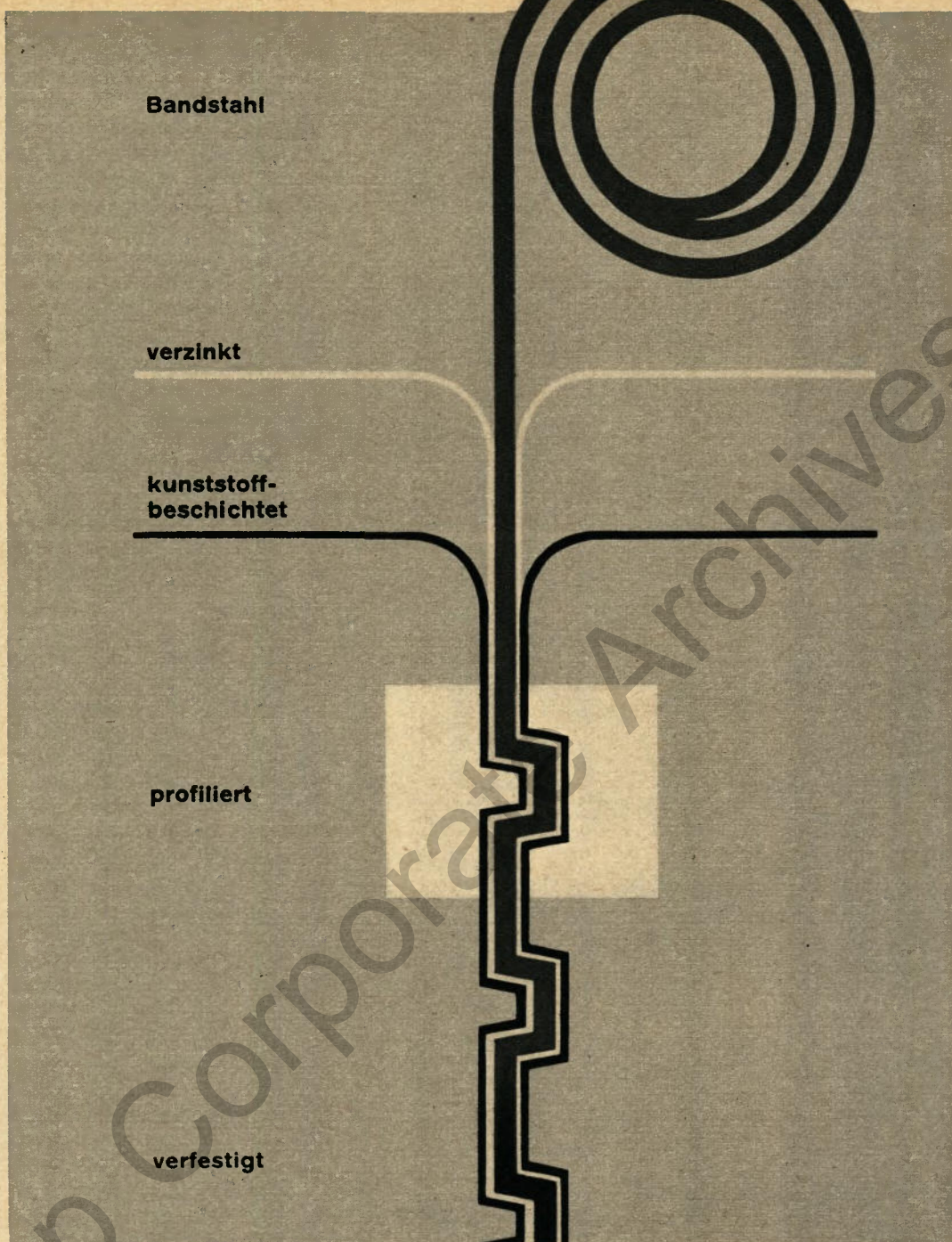
Tektal wird in verlegtem Zustand zu einer einheitlichen Dachscheibe, die die gesamte Dachfläche umfaßt und alle Aufgaben – Lastabtragung, Stabilisierung, Raumabschließung, Befestigung und Dichtigkeit – in einem einheitlichen System erfüllt.

Gewicht fällt ins Gewicht

Es gibt eine lange Reihe wirtschaftlicher Gesichtspunkte, die für Tektal sprechen. Nennen wir an dieser Stelle zunächst einmal einen Vorzug, der buchstäblich „ins Gewicht“ fällt: Wenn man das Tektal-Dach hinsichtlich seines Eigengewichts mit anderen gebräuchlichen Dachsystemen vergleicht, so erhält man sehr aufschlußreiche Werte. Das Stahldach wiegt bei einem angenommenen Tragsystemabstand von 7,50 Meter etwa die Hälfte der leichtesten der zum Vergleich herangezogenen Konstruktion und nur wenig mehr als ein Siebtel, nämlich 15 v. H., des schwersten der verglichenen Dächer.

Tektal-Dächer in allen Neigungen

Die meisten der herkömmlichen Dachdeckungsarten stellen nicht unerhebliche Probleme, sobald eine Dachneigung außergewöhnlich steil oder außergewöhnlich flach gehalten werden



soll. Das „Flachdach“ beispielsweise ist seit Jahrhunderten das Sorgenkind der Architekten: Seine absolute Dichtigkeit war, wenn überhaupt, so nur unter unverhältnismäßig hohem Kostenaufwand zu erreichen. Bis zu zehn verschiedene Isolierschichten zählten keineswegs zu den Seltenheiten.

Tektal dagegen bedeutet die Lösung des Flachdachproblems. Die mögliche Neigung dieser Konstruktion liegt zwischen horizontal und vertikal, zwischen 0 Grad und 90 Grad. Hinzu kommt: weder beim horizontalen Dach noch bei der vertikalen Wand sind die Baukosten höher als in den anderen Regelfällen der Dachneigung.

In allen Neigungsbereichen zwischen 0 Grad und 90 Grad ist das Tektal-Dach regen-, wasser-, flugschnee- und staubdicht!

Diese Dichtigkeit ist gewährleistet, weil die Tektal-Platten dort, wo sie zusammenstoßen, mit Hilfe einer Klemm-Klebe-Verbindung aneinandergefügt werden. Die Klebewirkung eines Spezialklebers kommt praktisch einer Schweißverbindung gleich.

Spannweiten bis zu 7,50 Meter

Die mögliche Spannweite einer Dachplatte oder -tafel gibt Aufschluß über ihre Leistungsfähigkeit. Großformatige Einheiten, wie sie neuerdings im Bauwesen immer mehr angestrebt

▲ So entsteht Tektal: Der Bandstahl wird verzinkt, mit Kunststoff beschichtet, profiliert und verfestigt

werden, gestatten wirtschaftliche Fertigungsverfahren und ermöglichen eine weitmaschige, klare Gliederung der Bauform.

Der Volksmund sagt: „Was sich biegt, das bricht nicht.“ Diese Redewendung gilt in besonderem Maße für das Stahlblech. Tatsächlich hätte ein dünnes, großformatiges, ebenes Stahlblech, das an den vier Rändern festgehalten ist, bereits eine von keinem anderen Bauwerkstoff übertroffene Tragfähigkeit. Doch würde es sich durchbiegen, was die architektonische Linie stören und die Regenwasserabführung erschweren müßte. Durchbiegen ist also unerwünscht. Nun kann man aber ein solches Durchbiegen leicht vermeiden, indem man das Stahlblech durch geschickt gewählte Profilierung versteift.

Einer solchen Verformung wird Tektal unterworfen, und es entsteht eine profilierte Stahlplatte. Sie wird mit Zwischenmaßabständen von 25 Zentimeter in Spannweiten zwischen 2,50 und 7,50 Meter geliefert.

Ein aufschlußreicher Versuch

Am Institut für Statik und Stahlbau der Technischen Hochschule Darmstadt wurde ein



TEKTAL

► Unsere Bilder zeigen, wie einfach und schnell Tektal zu verlegen ist. Zwei Männer tragen das Sickenblech zum Ort der Montage, setzen es in die Nut der Rippe und befestigen es durch Klemmen und Kleben. Heute gibt eine gute Klebnaht keiner Schweißnaht etwas nach; bekanntlich werden sogar tragende Elemente beim Brückenbau geklebt

Tektal-Dach einem Traglastversuch unterworfen:

Eine Dachfläche von 2x6,00 Meter Länge und 6,25 Meter Breite wurde an den vier Seiten mit Wänden versehen, so daß ein großes Becken entstand, das mit Wasser als Ballast gefüllt wurde. Unter ständigen Spannungs- und Durchbiegungsmessungen wurde eine Traglast erreicht, die der 4,4fachen Gebrauchslast entspricht und damit weit über der behördlichen Forderung liegt. Dieser Versuch hat bestätigt, daß mit dem Tektal-Dach auf dem Gebiet der Dachdeckung neue, weiterreichende und wirtschaftlichere Wege erschlossen wurden.

Terrakotta, grau und weiß – gleich witterungsbeständig

Dank ihres PVC-Kunststoffüberzuges zeichnen sich die Tektal-Sickenbleche durch außerordentlich hohe Witterungsbeständigkeit aus. Der Kunststoff PVC gehört bekanntlich zu den ältesten, bewährtesten und meisterproben Kunststoffen. Unzählige Hausfrauen haben, freilich ohne es zu wissen, in ihren Wirtschaftsräumen Kunststoffböden auf PVC-Basis. PVC ist außerordentlich hart, erstaunlich abriebfest und ungewöhnlich unempfindlich gegen chemische Einwirkungen aller Art. Eine Vielzahl von Zeitrafferversuchen mit dem Ausgangswerkstoff Platal haben sehr günstige Ergebnisse erbracht und lassen erwarten, daß Tektal-Dächer selbst in aggressiver Industrieluft nicht angegriffen werden.

Doppelt rostgeschützt

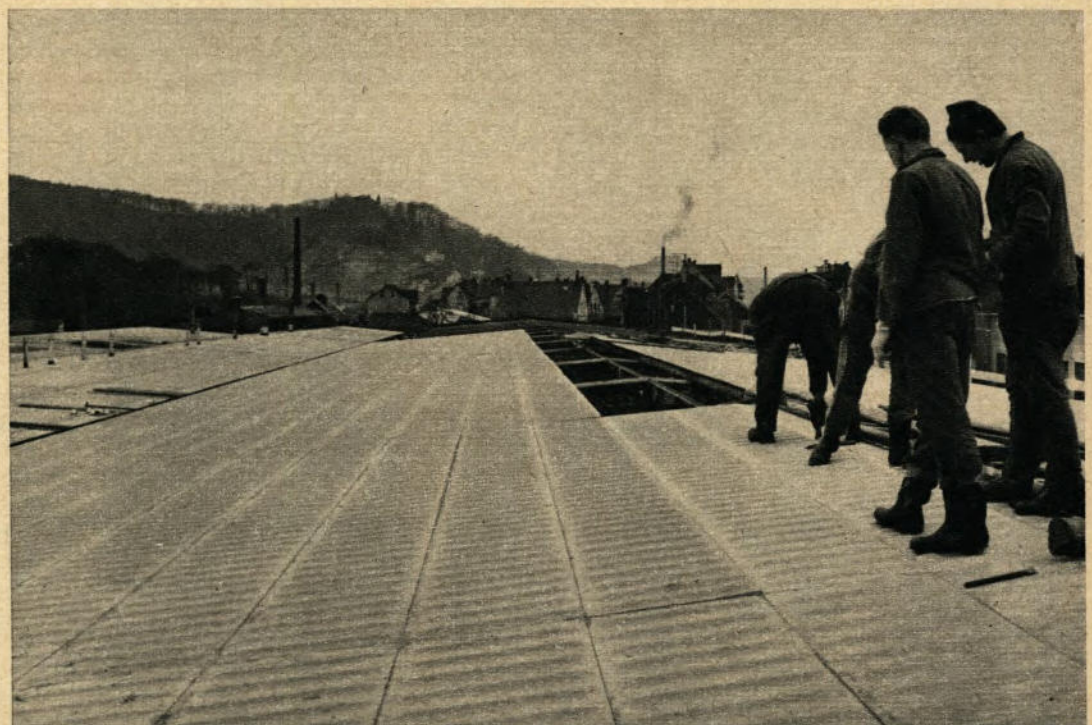
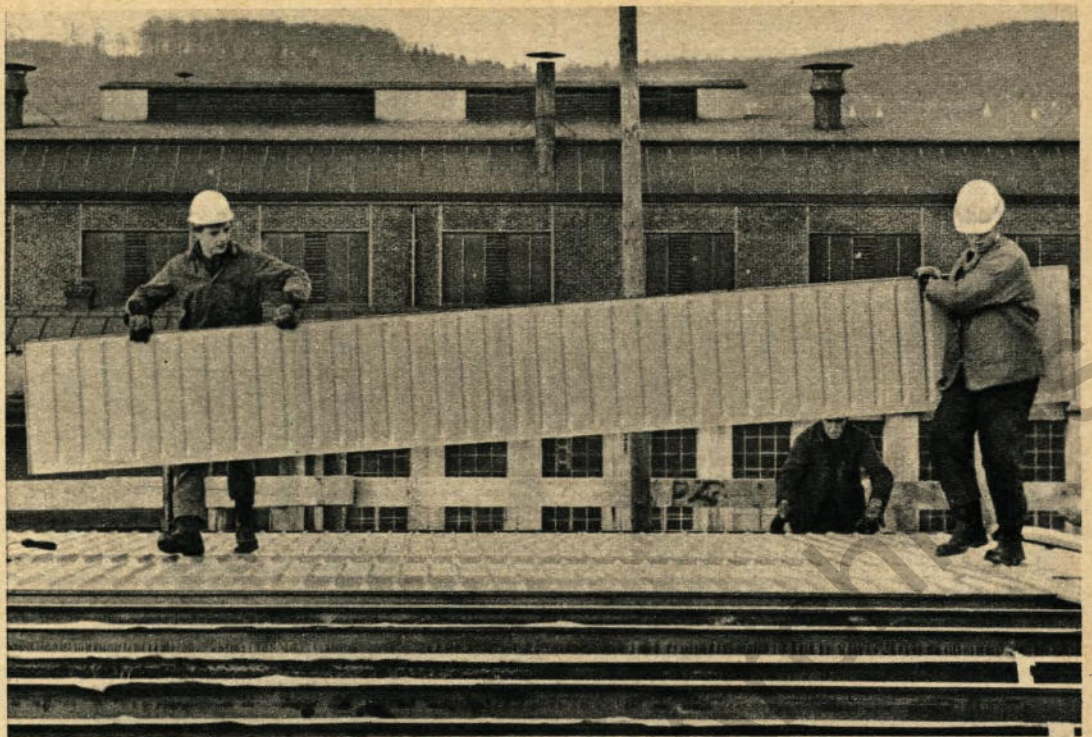
Die Tektal-Bleche sind zweifach gegen Korrosion geschützt: Vor dem Aufplattieren der PVC-Kunststoffschicht wird das Stahlband mit einer erstklassigen Zinkschicht versehen. Verzinkung und Kunststoffbeschichtung sind also ein wesentliches Merkmal des Tektal-Daches. Verzinkung allein nämlich wäre kein ausreichender Schutz gegen Korrosion. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in Gegenden mit aggressiver Industrieluft die Lebensdauer einer Verzinkung ohne zusätzlichen Deckanstrich höchstens auf fünf Jahre veranschlagt werden kann. So ist die im Tektal-Dach verwirklichte Vereinigung von Zink und Kunststoff eine vorzügliche Lösung. Tektal-Dächer bedürfen keiner Pflege oder besonderen Unterhaltung.

Wie steht es mit der Wärme?

Natürlich kann von Tektal allein nicht das verlangt werden, was der Architekt „vollkommene Wärmedämmung“ nennt – ebensowenig übrigens wie von anderen Dachdeckungsmaterialien, deren Gewicht in wirtschaftlichem Rahmen liegen soll. Und dennoch ist dieses Problem unschwer zu lösen.

Überall dort, wo ein „Wärmehaushalt“ gefordert wird, wo also geheizt werden soll, ist zu

◄ Die hervorragenden Eigenschaften von Platal veranlaßten Hoesch, aus diesem kunststoffbeschichteten Stahlblech ein Dach aus Stahl, Tektal, zu entwickeln. Tausende besichtigten auf der Hannover-Messe dieses zum erstenmal ausgestellte neue Dachsystem. Links im Hintergrund der Schmiedag-Rohrgerüsturm aus Hoesch-Rohren vom Werk Hilstrup



prüfen, ob man die Tektal-Dachunterseite mit Dämmmaterial versieht oder eine automatisch arbeitende Intervallheizung vorzieht, eine Heizanlage, die beim Unterschreiten einer bestimmten Mindesttemperatur selbsttätig beheizt. Das kann beispielsweise dort der Fall sein, wo die Betriebsverhältnisse lange Öffnungszeiten von Hallentoren oder Krankklappen mit sich bringen oder die Arbeit ohnehin nur überschlagene Temperatur erfordert. Wo jedoch eine Wärmedämmung vorgezogen wird, ist sie mühelos und ohne besonderen Aufwand anzubringen. Die Dämmplatten aus Holzfaser, Mineralwolle oder Schaumkunststoff brauchen lediglich auf die Unterflansche der Tektal-Rippen geklebt zu werden – ein billiges, schnell durchzuführendes und wirksames Verfahren, das sich zu jedem beliebigen Zeitpunkt auch bei anfänglich unge-dämmten Tektal-Dächern durchführen läßt.

Nut und Feder und Kleber

Auf der Vereinigung von Klemmen und Kleben beruht die erstaunliche Wirkung der Tektal-Stoßverbindung. Sämtliche Einzelteile des Tektal-Daches werden bei der einfach und schnell durchzuführenden Montage mit Hilfe einer kraftschlüssigen und wasserdichten Verbindung zusammengefügt. Diese Verbindungsart ist hinsichtlich ihrer Wirkung mit einer Schweißverbindung vergleichbar.

Die Abbindezeit des Klebers schwankt, je nach den äußeren Umständen, zwischen 15 Minuten und vier Stunden. Nach Ablauf dieser Zeit hat der Kleber bereits 80 v. H. seiner Festigkeit erreicht. Vier bis fünf Stunden nach Herstellung der Klebenäht können bereits die Gebrauchslasten aufgebracht werden. Der Kleber weist eine Temperaturbeständigkeit von minus 40 Grad bis plus 150 Grad Celsius auf und ist gegen nahezu alle chemischen Angriffe unempfindlich.

Auf der diesjährigen Messe in Hannover waren die vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten des Tektal-Daches neben dem Hoesch-Pavillon an mehreren eindrucksvollen Baubeispielen vorgestellt. Das große Interesse, dem Tektal nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei baulustigen Laien begegnete, läßt erwarten, daß Hoesch mit dieser Entwicklung wieder ein echter technischer Fortschritt gelungen ist.

Karlheinz Graudenz

▼ Tektal übertrifft alle Forderungen an die Tragfähigkeit eines Daches, durch die geschickte Profilierung hält es jeder Belastung stand



DER HOESCH BUNGALOW

Eine Gemeinschaftsentwicklung mit Donges Darmstadt

Als Hoesch vor zwei Jahren das kunststoffbeschichtete Stahlblech PLATAL herausbrachte, wurde auch bald erkannt, daß es als Baustoff für Fertighäuser und Bungalows verwendet werden kann. Nachdem die technischen und physikalischen Voraussetzungen überprüft und geschaffen worden waren, wurde in Zusammenarbeit mit der Firma Donges-Stahlbau GmbH der Hoesch-Bungalow entwickelt. Die Arbeiten wurden so rechtzeitig abgeschlossen, daß die Erstaussführung auf der Hannover-Messe der Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte.

Sie kamen, blieben fast ausnahmslos länger als erwartet und gingen erst, nachdem man ihnen unzählige Fragen beantwortet hatte. Sie warfen einen Blick zurück, und da war kaum einer, der sich nicht lobend geäußert hätte. Der Hochbetrieb begann in den Morgenstunden des ersten Ausstellungstages und riß erst ab, als zehn Tage später der ohrenbetäubende Lärm unzähliger Sirenen und Dampfpfeifen das Ende der diesjährigen Hannover Messe verkündete. Sie alle hatten den Hoesch-Bungalow sehen wollen. Bis zu 700 Besuchern stündlich hatte die gegen Messeende völlig erschöpfte „Bungalow-Besatzung“ Rede und Antwort stehen müssen. Das außerordentliche Interesse, dem diese jüngste Entwicklung des Hauses Hoesch begegnete, ist verständlich. Hier standen Eigenheim-Interessierte vor einem völlig neuartigen schlüsselfertigen Haus, dessen Schöpfer sich zum Ziel gesetzt hatten, an alles zu denken.

Kalender und Brieftasche

Wer an Hausbau denkt, hat mehrere Wünsche: Er möchte schnell bauen, er möchte vorher genau wissen, was ihn das Haus kostet, und er möchte auch im Winter bauen können. Um dieses Ziel zu erreichen, muß man die einzelnen Bauteile industriell vorfertigen und ihre Zahl sinnvoll beschränken. Natürlich ergeben vorgefertigte Wandelemente allein noch kein wirkliches Fertighaus. Auch das Fundament mit dem Fußboden, das Dach mit seinen Isolierschichten und die gesamte Installation müssen nach dem gleichen rationellen Verfahren hergestellt werden. Dann erst kann ein echtes „schlüsselfertiges“ Haus entstehen, dessen Besitzer nicht mehr zu tun hat, als es nach seinem persönlichen Geschmack einzurichten.

Mit dem Hoesch-Bungalow ist dieses Ziel erreicht worden. Trotz der Beschränkung auf nur wenige verschiedene Wandelemente ist seine architektonische Lösung klar und ansprechend.

Zwei Typen – je nach Raumbedarf

Der Hoesch-Bungalow wird in zwei Grundausführungen hergestellt. Der Typ 1 mit den äußeren Grundabmessungen 7,50×7,50 Meter ist für Einzelpersonen und vorerst zweiköpfige Familien gedacht, denen die geschickte Raumaufteilung der 54 Quadratmeter Wohnfläche genügt. Zusammen mit einem sechs Quadratmeter großen Abstellraum und der zwölf Quadratmeter großen Terrasse ergibt sich eine überdachte Fläche von 72 Quadratmetern.

Im Typ 2 werden zwei Grundeinheiten, architektonisch reizvoll gegeneinander verschoben, zu einer Wohneinheit von 114 Quadratmetern (bei einer überdachten Gesamtfläche von 126,5 Quadratmetern) vereint.

Die zweite Grundeinheit läßt sich zu einem späteren Zeitpunkt auch an die erste anfügen. Der Käufer des Typs 1 braucht sich also keineswegs sofort zu entscheiden, ob er seinen Bungalow irgendwann einmal „verdoppeln“ will.

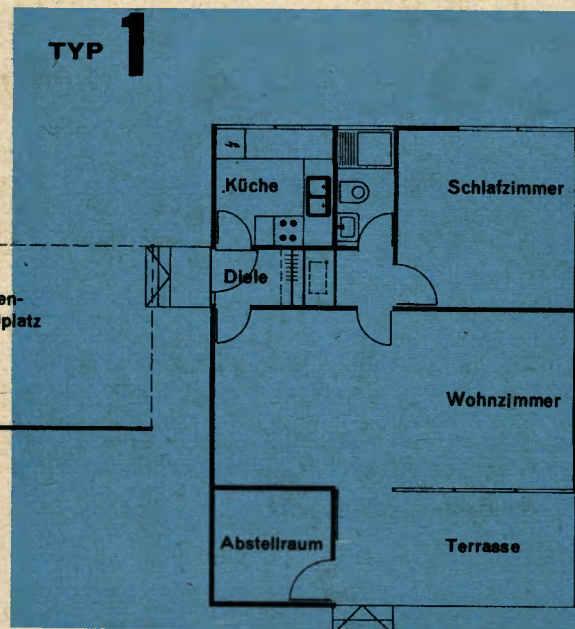
Einladung zu einem Rundgang

Bereits der kleinere Typ 1 besticht durch geschickte Raumaussnutzung. Die Hälfte der Wohnfläche nimmt das fast 28 Quadratmeter große Wohnzimmer mit vier in der ganzen Raumhöhe (2,50 Meter) verglasten Wandteilen auf, die zusammen mit der vorgelegten Terrasse seinen großräumigen Eindruck unterstreichen. Hier sind der individuellen Gestaltung viele Möglichkeiten gegeben.

Ein Viertel der Grundfläche nimmt das Schlafzimmer ein – mit ausreichendem Platz für zwei Betten, einen Schrank, eine Kommode und für kleinere Einrichtungsgegenstände.

Das letzte Viertel umfaßt die Diele (mit Garderobe und in einem Einbauschränk untergebrachter elektrischer Luftheizung), den Toilettenraum (mit WC, Duschwanne und Waschbecken) und die Küche, die nicht nur vollständig, sondern auch praktisch eingerichtet ist (Spül-schrank mit Doppelbecken und Abtropffläche, elektrischer Heißwasserspeicher, eingebauter selbstöffnender Abfalleimer, 4-Platten-Elektroherd mit Automatik-Backofen und Grilleinrichtung, 150-Liter-Kühlschrank, Vorratsschrank mit Arbeitsplatte, großer Geräte-Eckschrank, Geschirr-Hängeschrank, eingebauter Handtuchtrockner, Drehschemel).

Der Typ 2 verwandelt den intimen Zwei-Personen-Bungalow in ein anspruchsvolles Haus im Bungalowstil. Hier finden fünf Personen bequem Wohnraum. Die zweite Grundeinheit enthält ein Elternschlafzimmer, zwei Kinderzimmer,





ein großes Bad und einen zusätzlichen Abstellraum. Der im Typ 1 als Schlafzimmer vorgesehene Raum kann nun Arbeits- oder Gästezimmer werden.

Moderne Form – neue Baustoffe

Das Hoesch-Fertighaus wurde ganz bewußt als Bungalow entwickelt, der dem modernen Wohnstil entspricht, sich großer Beliebtheit erfreut und (als Typ 2) die überaus praktische Trennung der Gesamtfläche in Wohn- und Schlaftrakt ermöglicht. Es benötigt nur vier kleine Fundamente, Bodenebenenheiten erfordern keine zeitraubenden und kostspieligen Erdarbeiten. Eine Unterkellerung ist nicht vorgesehen. Soll sie jedoch vorgenommen werden, ist dazu nicht mehr nötig, als die Kellerwände zu mauern – der Stahlfußboden wird zur freitragenden Kellerdecke.

Für die Herstellung des Hoesch-Bungalows werden moderne, bewährte Baustoffe verwendet: vorzugsweise kunststoffbeschichteter Stahl sowie Glas. Wir wissen, daß Platal, das kunststoffbeschichtete Stahlblech der Trierer Walzwerk AG, ebenso wie das auf seiner Grundlage entwickelte Tektal-Dach von aus-

gemacht hoher Güte sind. Die in verschiedenen Farben und Dessins zu liefernden Platal-Wände sind abwaschbar und brauchen nicht tapeziert zu werden, was jedoch ohne weiteres möglich ist.

Wie schlägt man einen Nagel ein?

Nägel in einer Stahlwand? Nägel braucht man natürlich nicht, dennoch lassen sich Bilder, Wandschränke und Dekorationsstücke ohne weiteres aufhängen. Je nach Gewicht der zu hängenden Gegenstände wählt man zwischen

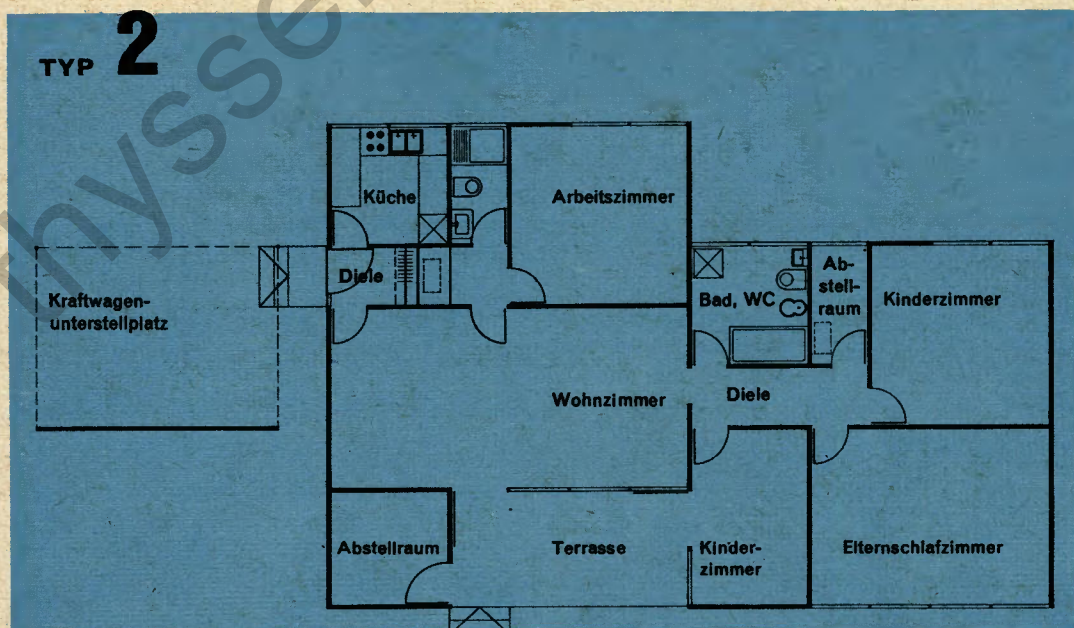
Magnethaken, Klebhaken, Deckenleisten oder Schraubenhaken. Auch daran ist gedacht: Eine Elektro-Bohrmaschine mit Bohrerersatz wird mitgeliefert. Sie hat sogar noch Heckenschere, Grasmesser und Kreissäge als aufsteckbare Zusatzgeräte.

Heizung in Sekundenschnelle

Fußboden, Wände und Dach sind mit besonderer Sorgfalt wärmeisoliert. Selbstverständlich berücksichtigen die Dämmschichten neueste praktische Erfahrungen und entsprechen den DIN-Vorschriften. Wärmeverlust wurde weitgehend verhindert. Die Wandelemente einschließlich der Stoßfugen haben die Isolierungswirkung einer Ziegelmauer von etwa 41 Zentimeter Stärke.

Die Auswahl der Heizung erfolgte nach Gesichtspunkten des Bedienungskomforts, der Bequemlichkeit und der Raumerparnis. Sie fiel auf ein elektrisches Luftheizgerät, dessen Leistung mit Hilfe eines Thermostaten der gewünschten Raumtemperatur angepaßt werden kann. Die raumbeanspruchende und unbequeme Lagerung von Öl, Gas, Kohle oder Koks entfällt. Ein Druck auf den Knopf, und in wenigen Sekunden strömt Warmluft in alle Räume! Selbstverständlich ist eine Befeuchtungsanlage eingebaut, die alle Räume „klimatisiert“ und das

◀ Zunächst werden zwei Grundaussführungen des Bungalows hergestellt. Der Typ 1 (7,5 Meter mal 7,5 Meter) ist für Einzelpersonen gedacht, während der Typ 2 mit einer Wohnfläche von 114 Quadratmetern auch größeren Familien Platz bietet. Man beachte, wie geschickt der Typ 2 aus dem Typ 1 (siehe linke Seite) entwickelt ist



▼ Auch durch geschickte Raumaufteilung besticht der Bungalow. Das Wohnzimmer vom Typ 1 ist nicht weniger als 28 Quadratmeter groß. Die Wände des 2,50 Meter hohen Raumes bestehen aus abwaschbaren und in verschiedenen Farben und Mustern lieferbaren Platal-Platten



▲ Die Küche ist vollständig eingerichtet. Alle notwendigen Schränke gehören neben Kühlschrank, Elektroherd, Heißwasserspeicher und sogar einem eingebauten Abfalleimer und einem Drehschemel zur serienmäßigen Ausstattung

► Auch im Schlafzimmer ist ausreichend Platz. Zwei Betten, ein Schrank, eine Kommode und einige kleinere Einrichtungsstücke finden Raum genug



Entstehen trockener Heizungsluft unmöglich macht. Im Sommer dient die Anlage der Ventilation.

Dieses Heizsystem hat neben seiner Wartungsfreiheit und unübertroffenen Bequemlichkeit noch andere wesentliche Vorzüge: Es benötigt keine Heizkörper, ist völlig geruchlos und kann nicht einfrieren.

Teppichböden und Isolierglasscheiben

Zur wohldurchdachten Ausstattung des Hoesch-Bungalows gehören Teppichböden in den Wohn- und Schlafräumen. Sie sind aus bewährtem Material hergestellt, lassen sich mit Hilfe eines Staubsaugers leicht sauber halten und sind im Falle größerer Verschmutzungen mühelos mit einem Schaumreinigungsmittel zu säubern.

Küche, Diele und Bad wurden mit dem bewährten PVC-Bodenbelag ausgestattet.

Alle Fenster werden mit Isolierglasscheiben (Doppelverglasung) geliefert. So wird auch bei den bis zum Boden reichenden Terrassenfenstern jeder übermäßige Wärmeverlust vermieden.

Für Sonnenanbeter

Vor dem großen Wohnzimmer liegt die zwölf Quadratmeter große Terrasse. Ihr Stahlboden gehört ebenso zur Ausstattung wie eine Sonnenschutzblende bzw. geschlossene Überdachung.

Von der Terrasse aus ist ein ebenerdiger Abstellraum zugänglich, der nicht nur Gartenmöbel, Gerät und Vorräte aufnehmen kann, sondern auch Platz und elektrischen Anschluß für Waschmaschine oder Tiefkühltruhe hat.

Terrasse und Abstellraum bilden einen geschützten Winkel, der bereits im März die ersten Sonnenbäder erlaubt.

Und ein Platz für den Wagen

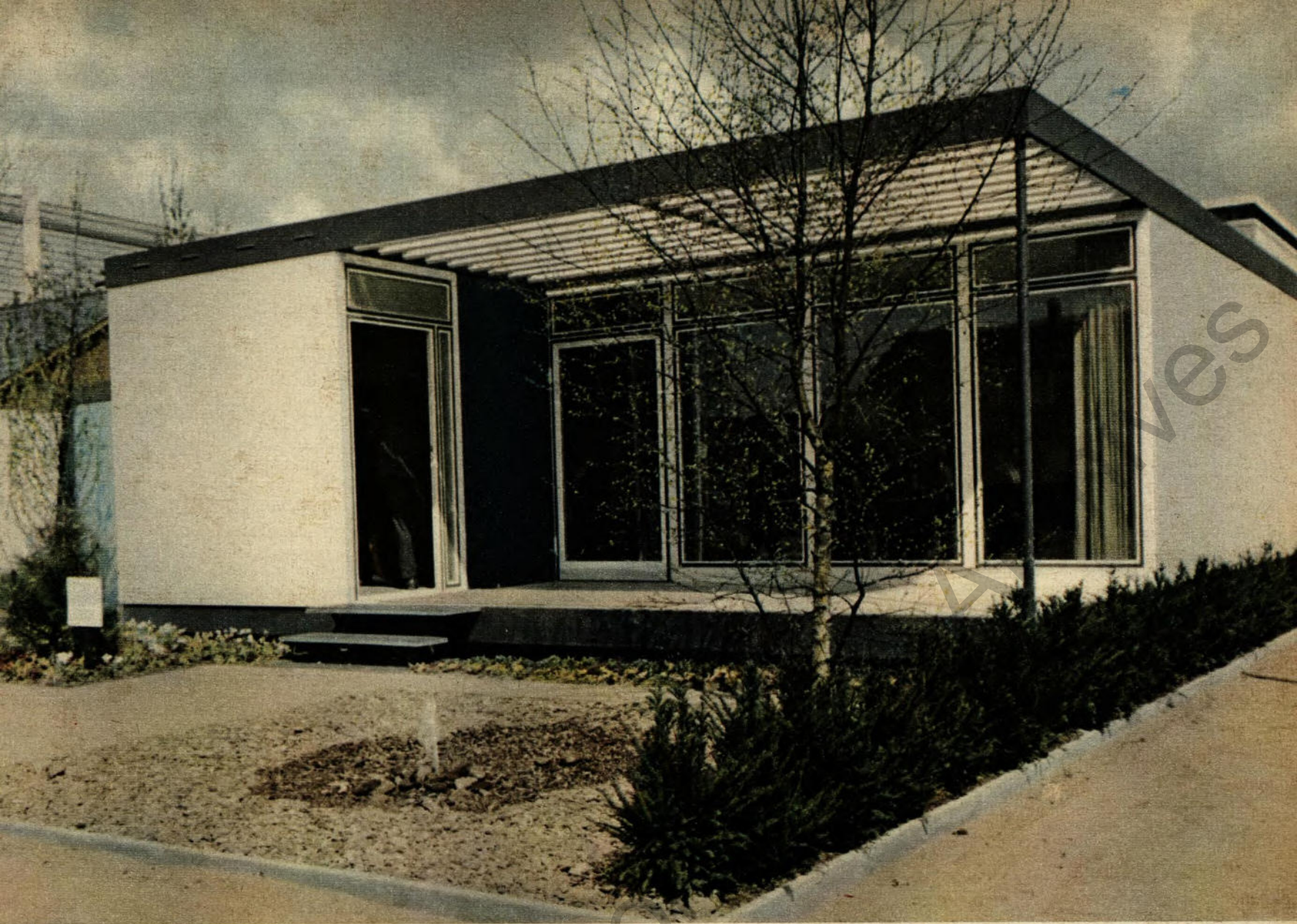
Zur Ausstattung gehört schließlich auch ein Kraftwagen-Unterstellplatz mit 18,6 Quadratmeter überdachter Fläche. Er besteht aus einer schützenden Wand in Richtung Wetterseite und einem großen Dach, das gleichzeitig einen trockenen Zugang zur Haustür ermöglicht.

Daß mit dem Hoesch-Bungalow ein Haus für hohe Ansprüche geschaffen wurde, das wirklich „schlüsselfertig“ ist, wird besonders deutlich, wenn man sich in gedrängter Übersicht vor Augen führt, was die Lieferung im einzelnen umfaßt: Sämtliche Fundamente – Antransport und Montage – komplette sanitäre und elektrische Installation – vollständige Kücheneinrichtung – vollständige Ausstattung des Toilettenraumes und (bei Typ 2) des großen Badezimmers – elektrische Luftheizungsanlage – Dielen-einbauschrank mit Garderobenteil – Teppich- und PVC-Fußboden – Elektro-Mehrzweckwerkzeug – zwei Braun-Luftheizgeräte für die Übergangszeit – Abstellraum – Terrasse mit Boden und Dach – Wagenabstellplatz.

Mit diesem Haus ist es so, wie es mit einem echten schlüsselfertigen Eigenheim sein sollte: Vier Wochen nach Montagebeginn kann man aufschließen, einziehen und behaglich wohnen.

K. G.

► Weit mehr als 30000 Menschen besuchten während der zehn Messetage in Hannover unseren neuen Hoesch-Bungalow. Kaum einer hielt mit anerkennenden Worten zurück, denn in diesem neuartigen, schlüsselfertigen Haus war wirklich an alles gedacht. Unsere Bilder zeigen den Bungalow von vorn mit dem Blick auf die Terrasse, hinter der das Wohnzimmer liegt (oben), und von der Rückseite mit dem überdachten Unterstellplatz für das Auto





Menschenführung von heute

Im Mittelpunkt der Nachmittagsveranstaltung unserer Konferenztage am 21. März 1962 – wir berichteten darüber in Heft 4 von WERK UND WIR – stand ein Referat von Professor Dr. Höhn, dem Leiter der Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft in Bad Harzburg, über das Thema „Menschenführung im Industrieunternehmen von heute“. In einem einleitenden Vortrag hatte Dr. Harald Koch über die Notwendigkeit der Aus- und Weiterbildung aller unserer Mitarbeiter und über die Maßnahmen gesprochen, die Hoesch gemeinsam mit der Akademie für Führungskräfte in Bad Harzburg durchführt, um insbesondere die Vorgesetzten mit den Problemen neuzeitlicher Menschenführung im Betrieb vertraut zu machen. Dies sei vor allem deswegen notwendig, so sagte Dr. Koch, weil der Führungsstil und die sozialen Beziehungen im Betrieb die Einstellung des Menschen zu unserer sozialen Ordnung und damit zum Staat entscheidend beeinflussen. „Der Betrieb prägt den Staatsbürger, weil er für die meisten Menschen, die ihr ganzes Leben in diesen Betrieben verbringen, der Modellfall unserer Gesellschaft ist.“ Diesen Grundgedanken des Einführungsvortrages nahm Professor Höhn für seinen Vortrag auf, den wir auf den nächsten Seiten seiner Bedeutung wegen für alle Mitarbeiter im Auszug veröffentlichen.

Professor Höhn beschäftigte sich zunächst mit der Entwicklung des Führungsstils im Industrie-Unternehmen und stellte fest, daß die wirtschaftlichen Unternehmen ursprünglich keine eigenen Führungsformen entwickelt hätten. Als Leitbilder seien vielmehr die Führungsmethoden von Heer und Staat übernommen worden.

„Als in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die ersten Fabriken in Deutschland entstanden“, so sagte Prof. Höhn, „war hier der absolute Staat und sein Heer für die Formen der Menschenführung und Organisation bestimmend. Dieser Staat war durch das Befehls- und Gehorsamsverhältnis gekennzeichnet.“

Prof. Höhn erläuterte an verschiedenen Beispielen die Formen des allein auf Befehl und Gehorsam abgestellten Führungsprinzips, das schließlich in dem Anspruch auf blinden Gehorsam gipfelte.

„Das Gehorsamsprinzip findet im Heer des absoluten Staates seine schärfste Ausprägung. Dieses Heer ist durch ‚Zwang zum Dienst‘ und ‚Zwang im Dienst‘ gekennzeichnet. Der bedingungslose Gehorsam wird im Heer des absoluten Staates in einer ganz bestimmten Form erzeugt: Die Individualität des einzelnen wird gebrochen und damit die Basis für die Durch-

führung der absolutistischen Prinzipien geschaffen.“

Die gleichen Grundsätze vom Befehlen und Gehorchen hätten, so sagte Prof. Höhn, ebenso auf dem Gutshof wie auch in dem patriarchalischen Handwerksbetrieb der damaligen Zeit gegolten. Hier wäre jedoch das absolutistische Herrschaftsprinzip noch erhöht worden durch die Eigentumsverhältnisse und – vor allem im Handwerksbetrieb – durch die fachliche Qualifikation des Handwerksmeisters, der immer mehr wisse und könne als seine Gesellen und Lehrlinge. Auf die neu entstandene Fabrik übertragen bedeute das, daß der Mann an der Spitze eben der Fabrikherr gewesen sei.

„Die Fabrikherren, die im vergangenen Jahrhundert ihre Unternehmen aufbauten, waren in ihrem Bereich das Abbild des souveränen Fürsten. Die Fabrik als sein Eigentum gab dem Fabrikherrn dieselbe Stellung, wie sie der Fürst im Staat und der Gutsherr auf seinem Hof besaßen. Souveräner Fürst, Offizier, Gutsherr und Fabrikherr verkörperten in sich dasselbe Prinzip und verfahren hinsichtlich der Menschenführung in der gleichen Weise. Die Einstellung der Arbeiter, die vom Lande, insbesondere von den Gutshöfen in Ostpreußen und Schlesien, in die Fabriken strömten, kam dem entgegen. Sie waren gewohnt, ihrem Herrn persönlich zu gehorchen. Für sie war der Fabrikherr das gleiche wie vordem ihr Gutsherr.

Vom blinden Gehorsam zur Mitarbeit

Zu der gleichen Zeit aber, als man sich in den Fabriken auf dem Gebiete von Führung und Organisation nach dem militärischen Leitbild vom Befehlen und Gehorchen ausrichtete, hatte sich tatsächlich in der Armee bereits eine entscheidende Wandlung vollzogen. Während auf den unteren Ebenen des Heeres weiterhin das auf Befehlen und Gehorchen abgestellte Führungsprinzip uneingeschränkt galt, hatte sich in der Spitze ein neues Prinzip durchgesetzt, nämlich die verantwortliche Beratung durch die Stäbe. Es ist eine der eigentümlichsten Erscheinungen in der Geschichte von der Führung der Unternehmen, daß man in der Wirtschaft an dieser Entwicklung achtlos vorüberging und die Organisation der Fabriken davon jahrzehntelang unbeeinflusst blieb. Der Erfahrungsschatz, den die Armee in der Führung mit Stäben besaß, blieb für die Wirtschaft zunächst ungenutzt.“

Dem Denken der souveränen Fabrikherren, so sagte Professor Höhn, habe das mit dem Stab verbundene Prinzip der Beratung und der wissenschaftlichen Arbeitsweise zunächst fern gelegen, denn die Fabrikherren wären zumeist aus der Welt des Handwerks hervorgegangen und hätten die Fabriken durch überragendes fachliches Können, durch ihren außerordentlichen Weitblick und durch ihre Intuition entwickelt. Diese Fabrikherren hätten aber die Fabriken zunächst nur als einen erweiterten Handwerksbetrieb betrachtet. Ihr Ehrgeiz, auch weiterhin zu zeigen, daß sie den gesamten Produktionsprozeß überschauten und fachlich mehr konnten als alle anderen, sei geblieben. „Es war ihnen vielfach eine Freude“, so sagte Professor Höhn, „selbst mit Hand anzulegen, vorzumachen und korrigierend einzugreifen. Sie glaubten, daß sie die Führung ‚von innen‘, wie sie sie im Handwerksbetrieb ausgeübt hatten, auch in der Fabrik anwenden könnten. Sie sahen nur die ständig wachsende Arbeit, der sie durch äußerste Kraftanstrengung Herr zu werden versuchten. Die Devise ‚alles läuft über meinen Schreibtisch‘ ist dafür kennzeichnend. Es war ihnen nicht bewußt, daß sich ein struktureller Wandel vollzogen hatte, der dement-

sprechend auch eine Änderung der Führungs- und Organisationsformen bedingte. Diesen Vorgang kann man im übrigen auch heute mit-ten in der industriellen Gesellschaft immer wieder beobachten, wenn ein Handwerksbetrieb über sich hinauswächst und zum Fabrikbetrieb wird, sein Inhaber sich aber von den bisherigen Führungs- und Organisationsmethoden nicht trennen kann."

Die industrielle Weiterentwicklung habe dann jedoch zwangsläufig in den Fabrikbetrieben zu einer weitgehenden Arbeitsteilung geführt, stellte Prof. Höhn fest, da der Chef nicht mehr in der Lage gewesen sei, alles selbst am besten zu wissen und zu können. Der Vorgesetzte habe sich darauf beschränken müssen, die notwendigen Anweisungen an die Abteilung zu geben und sie lediglich in der Durchführung dieser Aufgaben zu kontrollieren und zu überwachen. Diese Entwicklung habe die bis dahin geübte absolutistische Führungsform in Frage gestellt. Es seien immer mehr Spezialisten benötigt worden, die die Männer an der Spitze des Unternehmens berieten.

„So müssen auf allen Gebieten unternehmerischer Tätigkeit“, so fuhr Professor Höhn fort, „wissenschaftliche Vorarbeiten von besonderen Stäben geleistet werden. Für den Entschluß, ein neues Produkt auf den Markt zu bringen, reicht es nicht mehr aus, daß man sich auf das Fingerspitzengefühl des leitenden Mannes verläßt. Das damit verbundene Risiko wäre nicht zu verantworten. Die Entscheidung kann vielmehr erst dann getroffen werden, wenn die Marktforschung geklärt hat, ob eine Aufnahmefähigkeit des Marktes gegeben ist und in welcher Größenordnung sie sich bewegt. Hierzu sind Spezialisten für Marktforschung notwendig, deren sich ein Unternehmen im eigensten Interesse bedienen muß. Entsprechende Erscheinungen können wir auf allen Gebieten des betrieblichen Lebens beobachten.“

Denkende Menschen als Mitarbeiter

Geht man jedoch davon aus, daß ein Unternehmen denkende Menschen braucht, um seine vielschichtigen Aufgaben erfüllen zu können, so stellt man sich damit gleichzeitig die Frage: Kann man denkende Menschen noch in der überkommenen absolutistischen Form führen? Diese Frage wurde in Deutschland insbesondere nach dem zweiten Weltkrieg in den Jahren des Wiederaufbaus erhoben. Für diese Situation war es kennzeichnend, daß die Unternehmer gemeinsam mit ihren Arbeitern und Angestellten an die Aufgabe herangingen, ihre Betriebe wiederaufzubauen. Die Nachkriegszeit stand im Zeichen der partnerschaftlichen Zusammenarbeit. Man mußte daher auch eine Antwort auf die Frage finden:

Wie sollen Partner, mit denen man durch ein gemeinsames Interesse verbunden ist, geführt werden?

Daß dies nicht mehr wie bisher nach dem alten Prinzip geschehen konnte, war jedem Einsichtigen klar. Das allgemeine Unbehagen, das man nach dem Jahre 1945 gegenüber den überkommenen absolutistischen Führungsmethoden besaß, zeigt sich deutlich am Wandel der Vorstellungswelt und der Begriffe. Alte, bisher feststehende Begriffe verschwinden und neue treten an ihre Stelle.

Aus dem betrieblichen Leben verschwindet zunächst der Begriff ‚Untergebener‘. Statt dessen spricht man vom ‚Mitarbeiter‘.

Wenn die Bezeichnung ‚Mitarbeiter‘ jedoch mehr sein soll als eine Verbrämung der Untergebenenstellung, so muß man sich darüber klar werden, wie der Untergebene zum Mitarbeiter werden kann und wie man Mitarbeiter führt.

Eng zusammen mit der Abneigung gegen den Begriff ‚Untergebener‘ hängt die Ablehnung aller Vorstellungen, die aus der Welt des Dienens stammen. Man dient nicht mehr in einer Fabrik, sondern man arbeitet dort. Der heutige Mensch hat das Empfinden, nicht mehr einer Einzelperson zu dienen, sondern einen bestimmten Arbeitsplatz in der Gesellschaft auszufüllen.

Der Begriff des Betriebsklimas, aus der angelsächsischen Welt übernommen, wird in der Diskussion um die Probleme der Menschenführung und Organisation im Betrieb auch im deutschen Raum nach dem zweiten Weltkrieg bedeutungsvoller.

Betriebsklima

Der Amerikaner besitzt eine sehr nüchterne Vorstellung vom Betriebsklima. Es ist für ihn ein ‚Produktionsfaktor‘, der sich leistungssteigernd oder leistungshemmend auswirken kann. Bei einem guten Betriebsklima, so heißt es allgemein, werde gut produziert, die Mitarbeiter hätten mehr Interesse an der Arbeit, leisteten mehr, die Fluktuation sei geringer, kurzum der Betriebserfolg verbessere sich.

In Deutschland versucht man, das Betriebsklima zunächst mit der alten patriarchalischen Welt zu verbinden. Das Verhalten des Chefs, der seinen Mitarbeitern auf die Schulter klopfte und sie nach Frau und Kindern fragt, ist dafür typisch. Man ‚macht‘ vielfach bewußt in Betriebsklima, wenn man Betriebsausflüge oder Belegschaftsabende organisiert. Zur Verbesserung des Betriebsklimas wirkt man auf die Anwendung höflicherer Formen hin, achtet darauf, daß insbesondere die unteren Vorgesetzten ihre Leute nicht mehr anschreien und anderes mehr. Damit nimmt man zwar der reinen Befehlsherrschaft ihre Schroftheit; durch einen milderen Ton wird jedoch das absolutistische Prinzip selbst nicht aufgegeben. Das Problem einer neuen Form der Führung bleibt ungelöst. Wenn das Betriebsklima wirklich die Rolle spielen soll, die ihm zukommt, so muß es aus der entsprechenden Führung des Betriebes erwachsen.

Ähnliche Schwierigkeiten tauchen bei dem aus der amerikanischen Welt übernommenen Begriff der ‚human relations‘ auf. Die Amerikaner haben auch zu den ‚human relations‘ eine sehr nüchterne Einstellung. Sie sind für sie ein Stück Betriebsklima und damit ein Faktor, der die Produktion und den Umsatz weitgehend beeinflußt. Gute ‚human relations‘, so erklärt man, heben das Geschäft.

In Deutschland dagegen verbindet man mit den ‚human relations‘ bestimmte ethische Forderungen. Der Mensch, so heißt es, soll auch im Betrieb als Mensch gewürdigt und in seiner Menschenwürde nicht verletzt werden. Man predigt den Vorgesetzten als Leitsatz:

„Der Mensch muß Mensch sein. Dieses Menschsein muß auch im Betrieb gewährleistet bleiben. Im Mittelpunkt des Betriebes steht der Mensch.“ Die Praktiker aus dem Wirtschaftsleben stehen solchen Formulierungen äußerst skeptisch gegenüber. Sie betrachten sie als eine mehr oder minder schöne Phrase und bezeichnen ihre Verkünder ironisch als ‚Betriebspastoren‘. Die ständigen ethischen Appelle erfüllen sie mit Überdruß. Nichts schadet den ernsthaften Bemühungen um neue Führungsformen mehr als dieser falsche Zungenschlag.

Tatsächlich haben die ‚human relations‘ eine wesentliche Bedeutung. Sie müssen nur unter dem richtigen Blickpunkt gesehen werden.

Die Frage, die man sich im Zusammenhang mit den ‚human relations‘ stellen sollte, müßte etwa lauten:

„Wie ist es möglich, den Menschen im Betrieb so zu führen, daß er sich im Rahmen seines Aufgabenbereichs als Persönlichkeit voll entfalten kann?“

Hat man darauf die Antwort gefunden, dann bleibt der Mensch auch in der Arbeitswelt Persönlichkeit, aber sein ‚Menschsein‘ steht nicht im luftleeren Raum und damit im Gegensatz zum Unternehmen, sondern mitten im Betrieb.“

Wie nun aber, so fragte Prof. Höhn, soll der Mitarbeiter in einem Betrieb, in dem er nicht mehr Betriebsuntertan ist, geführt werden? Um ein Mitarbeiterverhältnis verwirklichen zu können, müssen von seiten der Mitarbeiter wie der Vorgesetzten bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein:

1. Der Mitarbeiter muß bereit und fähig sein, Initiative im Mitdenken und Mithandeln zu entwickeln.

2. Der Chef muß Mitarbeiter haben wollen, die mitdenken und mithandeln.

Häufig ist es so, daß die Chefs auf allen Stufen der Hierarchie eines Unternehmens Arbeiter haben wollen, die zwar die anfallenden Arbeiten leisten sollen, es ist jedoch fraglich, ob sie auch Mitarbeiter haben wollen, d.h. Kräfte, die eigene Initiative im Mitdenken und Mithandeln entwickeln. Denn dazu bedürfte es, so betonte Professor Höhn, einer entsprechenden geistigen Einstellung: „Dem Chef muß daran liegen, Leute um sich zu haben, die in Bahnen denken, die nicht notwendigerweise mit seinen eigenen Gedanken gleichlaufen, und die ihre abweichende Meinung ihm gegenüber offen zum Ausdruck bringen. Er muß es begrüßen, daß er solche Menschen um sich hat.“

Nur wenn ein Chef sich von dem alten absolutistischen Vorgesetztenleitbild innerlich freigemacht hat und dazu den festen Willen besitzt, die Initiative seiner Mitarbeiter im Mitdenken und Mithandeln dem Unternehmen nutzbar zu machen, sind die Voraussetzungen für eine Führung im Mitarbeiterverhältnis gegeben.“

Delegation der Verantwortung

Prof. Höhn ging dann auf einen der wichtigsten Grundsätze bei der Führung im Mitarbeiterverhältnis ein, auf die Fragen der Delegation der Verantwortung und betonte, daß der Vorgesetzte, wenn die Verantwortung nicht wieder zurückdelegiert werden solle, nur außergewöhnliche Fälle mit seinen Mitarbeitern in Mitarbeiterbesprechungen behandeln dürfe. Bei der Behandlung der normalen Tatbestände habe er nach dem Prinzip der Delegation von Verantwortung zu führen, d. h. durch Dienstaufsicht und Erfolgskontrolle.

Auch in einem autoritär geführten Unternehmen könne delegiert werden, so sagte Prof. Höhn. Dabei handele es sich aber im allgemeinen nicht um die Delegation von Verantwortung, sondern um die Delegation von Arbeit.

Die Delegation von Verantwortung setze voraus, daß ein bestimmter abgegrenzter Aufgabenbereich geschaffen werde, in dem der Mitarbeiter selbständig entscheide und für diese Entscheidung die volle Verantwortung trüge. Der Vorgesetzte beschränke sich gegenüber dem delegierten Bereich nur auf die Dienstaufsicht und die Erfolgskontrolle.

Wenn dies gewährleistet sei, stecke in jedem delegierten Bereich ein Stück der Dynamik, von der das ganze Unternehmen getragen würde. Dem müsse der Mitarbeiter für sein ständiges Mitdenken gerecht werden können.

Wichtig sei aber die Festlegung, die klare Abgrenzung der Delegationsbereiche, d.h. man müsse die Frage klären, welche der mit den einzelnen Positionen verbundenen Aufgaben die betreffenden Führungskräfte persönlich wahr-

nehmen und welche Aufgaben sich auf die zunächst niedrigste Ebene übertragen lassen.

„Bei jeder Aufgabe“, so fuhr Professor Höhn fort, „die einem Mitarbeiter übertragen wird, und bei der Überprüfung vorhandener Delegationsbereiche muß man sich die Frage stellen: Gehört diese Aufgabe tatsächlich zum Wesen der Position, muß sie von dem Betreffenden selbst wahrgenommen werden oder ist sie auch auf die nächste Ebene delegierbar?“

Die exakte Analyse der Tätigkeit des einzelnen Mitarbeiters ist die Voraussetzung, um die richtigen Delegationsbereiche zu schaffen und sinnvoll abzugrenzen.

Nachdem objektiv festgestellt ist, welche Aufgaben auf den einzelnen Stufen der Hierarchie unter sachlichen Gesichtspunkten zu erfüllen sind, muß geprüft werden, ob die Führungskräfte, die hier tätig sind, ihre Funktionen auch unter den neuen Anforderungen der Delegation von Verantwortung ausüben können. Das muß unter folgenden Gesichtspunkten geschehen: Das Amt sucht den Mann, der Arbeitsplatz sucht die ihn ausfüllende Arbeitskraft. Betrachtet man die Delegation von Verantwortung unter diesem Aspekt, so ergibt sich, daß sie ihrem Wesen nach viel mehr ist als lediglich ein Mittel zur persönlichen Entlastung des Vorgesetzten.

Der eigentliche Zweck der Delegation ist vielmehr, den Vorgesetzten und Mitarbeitern auf allen Ebenen die Möglichkeit zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten in dem ihnen angemessenen Aufgabenbereich zu geben. Insofern geht die Delegation von Verantwortung weit über die bloße Entlastungsmöglichkeit für den Vorgesetzten hinaus. Sie ist ein Führungsprinzip.“

... aber keine Rückdelegation

Professor Höhn warnte davor, die Delegation der Verantwortung wiederaufzuheben durch die sogenannte Rückdelegation, d.h. durch den

Versuch des Mitarbeiters, sich durch eine Rückdelegation beim Chef der Verantwortung zu entziehen. Diese Rückdelegation werde häufig durch Vorgesetzte unterstützt, die glauben, ihre Mitarbeiter ständig beraten zu müssen. Eine Beratung der Mitarbeiter durch den Chef könne aber immer nur in außergewöhnlichen Fällen erfolgen. Ebenso gefährlich für die Führungsdelegation sei die Rücknahme der Verantwortung durch den Vorgesetzten, die häufig damit begründet wurde, daß der Mitarbeiter nicht die Qualifikation habe, die ihm übertragene Verantwortung zu übernehmen.

„Mit der Rücknahme der delegierten Aufgabe“, so sagte Professor Höhn, „ist das Problem jedoch nicht gelöst. Der Vorgesetzte, der glaubt, die mangelnde Qualifikation seiner Mitarbeiter damit ausgleichen zu können, daß er die Devise ‚alles läuft über meinen Schreibtisch‘ wieder zum Prinzip erhebt und zur autoritären Führung zurückkehrt, begeht einen schweren Führungsfehler. Denn der Delegationsbereich des Mitarbeiters ist geschaffen worden, weil man davon ausging, daß die wahrzunehmende Aufgabe nicht in den Bereich der vom Vorgesetzten persönlich auszuübenden Tätigkeit gehört. Dieser Delegationsbereich kann nicht dadurch wieder in den Bereich des Vorgesetzten zurückfallen, weil er vom Mitarbeiter nicht richtig wahrgenommen wird. Kommt der Vorgesetzte zu dem Schluß, daß er sich wieder um jeden Vorgang im Arbeitsablauf selbst kümmern muß, daß also von seiner Seite aus ein autoritäres Vorgehen unerlässlich ist, weil sonst das Ganze nicht funktioniert und erhebliche Nachteile eintreten, dann muß er sich von dem betreffenden Mitarbeiter trennen. Der Arbeitsplatz verlangt einen anderen Mann.“

Die Verantwortung des Vorgesetzten

Professor Höhn wies darauf hin, daß ein ganz besonderes Problem bei der Delegation von

Verantwortung die Frage nach der Verantwortlichkeit der Vorgesetzten sei. Häufig sei man der Meinung, daß der Vorgesetzte für alles, was in seinem Bereich geschehe, verantwortlich sei. Das heißt auch für die Fehler seiner Mitarbeiter. Sofern man diese Einstellung vertrete, erhielte man damit einen Freibrief für ständigen Eingriff in die Delegationsbereiche der Mitarbeiter. Diese Auffassung von der Verantwortlichkeit des Vorgesetzten sei daher irrig und würde die Delegation von Verantwortung fraglich machen. Professor Höhn sagte: „Niemals wird Ordnung in die Führung eines Unternehmens kommen, das mit Delegation von Verantwortung zu arbeiten bereit ist, wenn nicht völlig klare Vorstellungen über die Verantwortlichkeit jedes Vorgesetzten im Rahmen des Prinzips herrschen.“

Bei einer Führung mit Delegation von Verantwortung ist der Vorgesetzte lediglich dafür verantwortlich, daß die ihm unmittelbar unterstellten Mitarbeiter in fachlicher und führungsmaßiger Hinsicht zur Erfüllung ihrer Aufgaben geeignet sind und daß er sie im Rahmen ihres Delegationsbereiches mit Dienstaufsicht und Erfolgskontrolle führt.

Jedes Abweichen von dieser Regel führt zu schweren Kollisionen.“

Dienstaufsicht und Erfolgskontrolle

Dann ging Professor Höhn auf die Mittel ein, die der Vorgesetzte in der Hand hat, um zu kontrollieren, ob seine Mitarbeiter die ihnen übertragenen Aufgaben ordnungsgemäß erfüllen. Es sind dies Dienstaufsicht und Erfolgskontrolle. Er sagte hierzu wörtlich:

„Dienstaufsicht und Erfolgskontrolle erstrecken sich bei einer Führung im Mitarbeiterverhältnis nicht nur darauf, ob der Mitarbeiter die ihm übertragenen fachlichen Aufgaben ordnungsgemäß erledigt hat, sondern auch darauf, ob er seine Mitarbeiter so führt, wie dies bei einer Führung im Mitarbeiterverhältnis notwendig ist. Dienstaufsicht und Erfolgskontrolle bestehen also in einer Überprüfung der fachlichen und führungsmäßigen Leistungen der Mitarbeiter.“

Auch hierin liegt etwas grundsätzlich Neues. Bei der überkommenen Form der Führung wurde lediglich beobachtet, ob der Vorgesetzte seiner Aufgabe fachlich gerecht wurde. Es blieb ihm überlassen, wie er die ihm unterstellten Mitarbeiter zur Erledigung ihrer Aufgaben führte. Bei einer Führung im Mitarbeiterverhältnis ist dem Vorgesetzten jedoch zweierlei aufgegeben: Einmal, daß er in seinem Bereich das höchstmögliche Arbeitsergebnis erzielt, zum anderen, daß er dabei die Initiative, das Mitdenken und Mithandeln seiner Mitarbeiter nutzbar macht. Die Kontrolle hat daher auch über beide Bereiche zu erfolgen.“

Neben der Dienstaufsicht und Erfolgskontrolle sei eine ständige Information der Vorgesetzten und Untergebenen notwendig. Während bei der autoritären Führung die Information lediglich von unten nach oben gegeben würde, sagte Prof. Höhn, müsse bei der Führung im Mitarbeiterverhältnis vor allem auch von oben nach unten informiert werden. Richtschnur für die Information des Vorgesetzten müsse sein, daß der Vorgesetzte über den delegierten Bereich soweit informiert werde, daß er in der Lage ist, den Gesamtüberblick zu behalten.

◀ *Daß der Mensch Verantwortung tragen kann, ist nicht nur durch seine Anlagen bestimmt, sondern auch Ergebnis einer entsprechenden Erziehung und Führung. Auch der junge Mensch ist bereit mitzudenken, wenn man ihn dazu auffordert. Auf unserem Bild Meisterhauer Peter Doerr und Berglehrling Günther Neuperger*



Wichtig sei, daß der Vorgesetzte durch diesen Einblick die Verbindung zum delegierten Bereich behalte und nicht in eine sachfremde Isolierung gerate. Er könne dann feststellen, ob und wann sich eine Entwicklung abzeichne, die bedenklich erscheine, und hätte die Möglichkeit einzugreifen. Er könne auf diese Art und Weise auch feststellen, ob der Mitarbeiter mit der Situation fertig werde oder nicht, und die entsprechenden Maßnahmen treffen. Die Information wirke in diesem Sinne als eine zusätzliche Sicherung.

Wege in die neue Ordnung

Jeder Vorgesetzte, der mit Delegation von Verantwortung arbeite, müsse sich darüber klar sein, daß seine Mitarbeiter nur dann befriedigend wirken könnten, wenn er sie über alle Probleme, die ihr spezielles Arbeitsgebiet betreffen, unterrichte. Nur auf diese Weise könne die notwendige Koordinierung hergestellt und die Gefahr vermieden werden, daß Veränderungen in der Unternehmenspolitik und grundlegende Entscheidungen der Unternehmensspitze keine Auswirkung in den Delegationsbereichen der untergeordneten Ebenen der Unternehmenshierarchie und damit auch keine Verwirklichung fänden.

Nur die ständige Information über das Betriebsgeschehen könne das Gefühl vermitteln, daß die Mitarbeiter ein Stück des Ganzen seien, und die Gefahr vermeiden, daß der mit der Verantwortung für ein Teilgebiet betraute Mitarbeiter zu einem Ressortchef würde, der durch die Konzentration auf die ihm übertragenen Aufgaben den Blick für das Ganze verliere.

Die Delegationsbereiche, so sagt Prof. Höhn, sind keine kleinen Königreiche, die in sich abgeschlossen von ihren Inhabern beherrscht werden, sondern sie müssen in engem Zusammenhang mit dem Ganzen bleiben. Hierfür ist die Information von oben nach unten wie von unten nach oben besonders bedeutungsvoll.

Oberster Grundsatz für die Führung mit Delegation von Verantwortung ist, daß sich der Vorgesetzte strikt an die einzelnen Stufen der Delegation hält. Er darf bei Anweisungen diese Stufen niemals überspringen. Alle Bemühungen um eine echte Delegation werden sonst hinfällig. Es ist außerordentlich schwierig, einem Vorgesetzten, der bisher davon ausging, daß er alle Mitarbeiter zu führen habe und sich darum in alles einmischen dürfe, klarzumachen, daß dies nun anders werden soll. Aber ohne eine solche grundlegende innere Umstellung ist die Führung mit Delegation von Verantwortung nicht möglich.

Professor Höhn wies zum Schluß seiner Ausführungen darauf hin, wie wichtig, aber auch wie schwierig es ist, mit dem Begriff Mitarbeiter im Betrieb Ernst zu machen und die Führung im Mitarbeiterverhältnis zu verwirklichen. Indem er an die Worte von Dr. Koch anknüpfte, der in seinem einleitenden Vortrag festgestellt hatte, daß der Betrieb ein Modellfall für unsere Gesellschaftsordnung sei, sagte Professor Höhn, daß insbesondere durch die Führung im Mitarbeiterverhältnis und durch die Delegation der Verantwortung der Betrieb zu einem Modell im positiven Sinne werden könne: „Bringen wir es nämlich fertig, daß unsere Mitarbeiter zur Übernahme von Verantwortung erzogen werden und wirklich verantwortlich entscheiden können, dann haben wir etwas Unerhörtes erreicht. Wir haben damit die Voraussetzungen geschaffen, daß sie sich im Rahmen der demokratischen Gesellschaft ebenso verhalten. Insofern erfüllt die Delegation von Verantwortung als Führungsprinzip im Unternehmen zugleich eine hohe gesellschaftspolitische Aufgabe.“

Höhere Löhne und längerer Urlaub für unsere Belegschaftsmitglieder in der Eisen- und Metallindustrie

Am 1. Juni dieses Jahres traten auch für die Belegschaftsmitglieder unserer Westfalenhütte neue Tarifabkommen in Kraft, nachdem die Arbeiter und Angestellten unserer Werke und Gesellschaften der Weiterverarbeitung bereits seit dem 1. Januar dieses Jahres höhere Tarifröhne und -gehälter und einen längeren Urlaub erhalten. Damit konnten die zahlreichen Tarifverhandlungen erfolgreich abgeschlossen und der Arbeitsfriede in der Eisen- und Metallindustrie der Bundesrepublik gesichert werden.

Auf Grund der neuen Tarifvereinbarungen erhöhen sich die Tarifröhne und -gehälter für unsere Belegschaftsmitglieder in den Werken und Gesellschaften der Weiterverarbeitung vom 1. Januar 1962 ab um 6 v.H., und ihr Urlaub verlängert sich vom selben Zeitpunkt ab um drei Werkstage. Seit dem 1. Januar 1962 beträgt in diesem Bereich der Jahresurlaub

bis zum vollendeten 25. Lebensjahr 15 Werkstage, bis zum vollendeten 30. Lebensjahr 18 Werkstage, nach dem vollendeten 30. Lebensjahr 21 Werkstage.

Den Arbeitern und Angestellten der eisenschaffenden Industrie, also auch der Westfalenhütte, brachten die neuen Tarifabkommen vom 1. Juni 1962 ab um 5 v.H. höhere Tarifröhne oder -gehälter. Ihr Urlaub verlängerte sich um jeweils vier Werkstage; er beträgt nunmehr für Belegschaftsmitglieder:

bis zum vollendeten 25. Lebensjahr 16 Werkstage, bis zum vollendeten 30. Lebensjahr 19 Werkstage, nach dem vollendeten 30. Lebensjahr 22 Werkstage.

Die Lohn- und Gehaltsabkommen der Metallindustrie sind erstmals zum 28. Februar 1963, die der Eisen- und Stahlindustrie zum 30. Juni 1963 kündbar; die Urlaubsregelungen haben bis zum 31. Dezember 1963 Gültigkeit.

Die Tarifverhandlungen in der Metallindustrie hatten Ende August 1961 begonnen, als die Industriegewerkschaft Metall die Lohn- und Gehaltstarifverträge für Württemberg-Baden und für Bayern zum 31. Dezember 1961 kündigte. Um die Tarifverhandlungen mit der Industriegewerkschaft Metall einheitlich und zentral für das gesamte Bundesgebiet führen zu können, kündigten daraufhin die Arbeitgeberverbände der Metallindustrie ihrerseits die Lohn- und Gehaltstarifverträge für die übrigen Tarifbereiche zum selben Zeitpunkt. Die Industriegewerkschaft Metall beharrte jedoch auf Verhandlungen in den einzelnen Tarifbereichen, um diesen ihre Tarifhoheit zu erhalten, so daß man sich schließlich auf Verhandlungen in den einzelnen Tarifbereichen einigte. Die Arbeitgeber verhandelten jedoch mit einer zentralen Verhandlungskommission des Gesamtverbandes der industriellen Arbeitgeberverbände,

die durch Vertreter der jeweiligen Tarifbereiche ergänzt wurde.

In den Verhandlungen forderte die Industriegewerkschaft Metall, die Löhne und Gehälter um 10 v.H. zu erhöhen und den Urlaub in jeder Altersgruppe um sechs Werkstage zu verlängern. Nachdem mehrere Zusammenkünfte ergebnislos verliefen, trafen sich die beiden Verhandlungskommissionen des Tarifbereichs Baden-Württemberg am 10. Februar 1962 in Stuttgart unter Vorsitz des Ministerpräsidenten von Württemberg-Baden Kurt Kiesinger. Die schwierigen Verhandlungen führten zu folgender Vereinbarung:

„1. Die Tarifröhne nach dem Stand vom 31. Dezember 1961 werden um 9,5 v.H. erhöht. Darin ist der Lohnausgleich von 3,5 v.H. enthalten, der laut Homburger Abkommen für die Verkürzung der Arbeitszeit zu gewähren ist.

2. Die Lohnerhöhung tritt mit Wirkung vom 1. Januar 1962 in Kraft und ist erstmals zum 28. Februar 1963 kündbar.

3. Die Urlaubsstaffelung für gewerbliche Arbeitnehmer wird wie folgt festgesetzt: bis zum vollendeten 25. Lebensjahr 15 Werkstage, bis zum vollendeten 30. Lebensjahr 18 Werkstage, nach dem vollendeten 30. Lebensjahr 21 Werkstage.

4. Diese Urlaubsregelung tritt am 1. Januar 1962 in Kraft und ist erstmals zum 31. Dezember 1963 kündbar.“

Entsprechende Tarifabkommen wurden auch für die Angestellten abgeschlossen. Im Laufe der nächsten Wochen wurden diese Vereinbarungen dann auch von den übrigen Tarifbereichen der Metallindustrie Westdeutschlands übernommen, für Nordrhein-Westfalen am 21. Februar 1962.

Für die Arbeitnehmer der Eisen- und Stahlindustrie Nordrhein-Westfalens hatte die Industriegewerkschaft Metall die Urlaubsbestimmungen zum 31. Dezember 1961 und die Lohn- und Gehaltstarifverträge zum 31. Januar 1962 gekündigt. Wie vorher für die Arbeitnehmer der Metallindustrie forderte sie auch hier, die Löhne und Gehälter um 10 v.H. zu erhöhen und den Urlaub in jeder Altersgruppe um sechs Werkstage zu verlängern. Nach mehreren langwierigen Verhandlungen kam es schließlich zu dem eingangs dargestellten Kompromiß.

Bei der Beurteilung der Tarifabkommen sollte nicht übersehen werden, daß die Arbeitszeit bereits am 1. Januar 1962 auf Grund des Bad Homburger Abkommens mit vollem Lohnausgleich verkürzt wurde; damals wurden die Stundenlöhne in der Metallindustrie um 3,5 v.H. und in der Eisen- und Stahlindustrie um 4,8 v.H. erhöht.



BILD DES MONATS

Nur noch wenige Stunden und die winzig kleinen und hungrigen Grasmücken sind aus dem Nest geflogen. In jedem Jahr geschieht das Wunder neu. Manfred Oshowski, Rangierer bei der Westfalenhütte, fotografierte das Bild des Monats. Durchs Fernglas beobachtete er das Vogelnest und drückte gerade im richtigen Moment den Fernauslöser seiner im Baum getarnten Kamera aus.



Wie die andern leben

Familie Kanellopoulos aus Griechenland

Griechenland ist eine der Wiegen Europas. Vielleicht sogar die wichtigste? Darüber mögen sich die Philologen, Archäologen und Philosophen streiten. Ganz sicher ist nur, daß Europa nicht das wäre, hätte es nicht Athen und Sparta, Korinth und Theben gegeben. Und doch ruft der Bahnbeamte in Athen heute den Zug nach München so aus: „Der Zug nach Europa!“ Es ist eben viel geschehen in 2000 Jahren, und das Griechenland von damals, das klassische Griechenland, das so viele Deutsche noch immer mit der Seele suchen, ist nicht das Griechenland von heute. Vieles hat sich erhalten. Nicht allein die Ruinen, die an Griechenlands große Zeit erinnern. Auch im Charakter dieses alten, jungen Volkes. Vieles ist hinzugekommen und hat dieses Land zwischen Balkan und Mittelmeer, zwischen Orient und Okzident, zwischen West und Ost, zwischen Antike und Byzanz, zwischen Mittelalter und Neuzeit gestellt. Natürlich gehört es zu Europa – und ist doch eine

andere Welt mit einer eigenen, Wesen und Gestalt bestimmenden Geschichte. Herrn Onassis kennt jeder. Vielen mag er als der Inbegriff griechischer Geschäftstüchtigkeit vorkommen. Keine Frage, daß auch in ihm manches Griechische Platz gefunden hat. Und doch trennen ihn, eine Figur in den weltweiten Finanzverflechtungen und internationalen Geschäften, Abgründe von der Existenz jenes griechischen Normalbürgers, der wir unsere Aufmerksamkeit schenken. Wo ist er überhaupt, jener von uns gesuchte und kaum einzufangende griechische Herr Jedermann? Lebt er wie ein archaischer Hirt in den thrakischen Bergen oder als Arzt in Athen? Noch mehr als in unseren vorangegangenen Folgen muß der Versuch, dieses vereinfachende Bild des typischen Vertreters eines Volkes zu entwerfen, unbefriedigend bleiben. Denn jeder Grieche ist eine Person in sich, eine Individualität, unauswechselbar, unverwechselbar. Und doch, gemeinsame Züge mögen sich auch hier finden lassen.

Der listenreiche Odysseus

Schon sein Name erweckt bei allen Absolventen eines humanistischen Gymnasiums Erinnerungen an große, heroische Zeiten. Wie die Helden Homers schreiten diese Namen einher oder wecken ferne Ahnungen an philosophische Denkgebäude: Herakles, Sokrates, Constantin. So heißen sie mit Vornamen. Kein Wunder, daß sie in Wirklichkeit nicht halten können, was unsere Bildungserinnerungen erwarten. Und doch sind sie die Nachkommen jenes Odysseus, der von Homer als der „listenreiche“ geschildert wird. Möglich, daß sich diese Eigenart des griechischen Helden im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat, aber sie ist immer noch lebendig in den Söhnen dieses Volkes, die mit so viel Haltung die Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens überwinden – ein jeder ein Herr, der sein Elend mit Füßtritt. Die meisten von ihnen leben von einem Einkommen, das für unsere westeuropäischen Maß-

▲ Athen, der geistige, politische und wirtschaftliche Mittelpunkt Griechenlands, ist in seiner heutigen Gestalt eine junge Stadt, deren großzügiger und moderner Aufbau immer wieder erfreut

stäbe weit unter der Grenze des Existenzminimums liegt. Und so ist es kein Wunder, daß das geschätzte Hammelfleisch nur selten auf den Tisch kommt und der Speisezettel Woche für Woche von Brot, Ziegenkäse, Hülsenfrüchten, Oliven, Fischen bestimmt wird. Entsprechend einfach ist auch die Einrichtung der Wohnung der meisten Griechen. Einstöckig die Häuser, häufig mit nur einem Raum, darin Bettgestell mit Schafspelzen, Tisch, Stuhl, ein Steinherd, Kochgeschirr; Schnüre aus Knoblauchzwiebeln, Quitten oder Granatäpfeln hängen von den Deckenbalken herunter. Auf der Fensterbank steht ein bauchiger Krug mit Wasser, dessen Öffnung mit einem Tuch bedeckt ist. In einigen Fässern werden Schafskäse oder Oliven aufbewahrt. Das ist die Inneneinrichtung eines griechischen Hauses auf dem Lande – und mehr braucht der Mensch nicht, wenn er sich zu bescheiden versteht. Freilich fehlt ein Schluck Wein selten zu den Mahlzeiten. Mögen in Athen mit seinen 1,5 Millionen Einwohnern auch in den letzten Jahren manche Mehrfamilienhäuser entstanden sein – die Masse der Bevölkerung möchte lieber im eigenen Haus wohnen, und mag es noch so primitiv sein. Ein kleines Gärtchen mit Blumen und Kräutern, einiges Kleinvieh runden das Bild ab. Das hat dazu geführt, daß sich die griechischen Städte weit auseinanderziehen und kaum überschaubare Areale einnehmen.

Zum Vermitteln bestimmt

Von den acht Millionen Griechen leben 55 v.H. von der Landwirtschaft. Von einer Landwirtschaft freilich, die kaum den eigenen Hunger stillt, geschweige sie in die Lage versetzt, große Ernteerlöse zu erzielen. Die Lage Griechenlands

ist auch in dieser Hinsicht wenig beneidenswert. Der Anteil des bebaubaren Bodens beträgt nur gut 25 v.H. Etwa sechzig Menschen entfallen auf den Quadratkilometer griechischen Bodens, auf den nutzbaren indessen etwa 340. Die Landesgrenze gegenüber Albanien, Jugoslawien, Bulgarien und der Türkei beträgt 1166 Kilometer. Von den 132000 Quadratkilometern Fläche entfallen rund ein Viertel auf die 108 griechischen Inseln. Die kleinste umfaßt drei, die größte 8264 Quadratkilometer. 86 Inseln sind bewohnt. Kein Wunder, daß Griechenland, dieses Land zwischen den Welten, erhebliche militärische Sorgen hat. Aber was auf der einen Seite Sorgen und Belastungen verursacht, nicht nur

1 Diese Häuser mit dem Backofen vor der Tür stehen nur wenige Kilometer von Athen entfernt; hier in Megara leben wie im übrigen Lande die Mehrzahl der Menschen so einfach wie seit Jahrhunderten

2 Die geographische Lage und Gestalt Griechenlands begünstigt Fischerei, Schifffahrt und Handel – aber auch den ausgeprägten Individualismus, der eine typische Charaktereigenschaft jedes Griechen ist

heute, sondern seit Jahrhunderten in der bewegten politischen Vergangenheit des Landes, hat auch sein Gutes. Dieses weit ins Mittelmeer vorspringende Gebilde Griechenland ist auf Grund seiner geographischen Lage zum Vermitteln bestimmt: im Handel, im Austausch wirtschaftlicher Güter, aber kaum weniger im Weltverkehr.

So ist der Grieche seit alters her ein weltläufiger Mann, ein Seefahrer, ein Händler, ein Kaufmann. Ersparen wir uns die Anekdoten, die von seiner überdurchschnittlichen Gabe berichten, aus Nichts Geld zu machen. Die vielen Auslands griechen, von denen der Allgemeinheit nur wenige exponierte Namen bekanntgeworden sind, haben sich jedenfalls in aller Welt durchzusetzen gewußt, und eine nicht unerhebliche Devisenquelle des Mutterlandes sind die regelmäßigen Überweisungen der Auslands griechen an ihre Familienmitglieder daheim.

Fremder und Gast sind das gleiche

Familie – das ist weit mehr als bei uns, das sind nicht nur Eltern und Kinder. Dazu gehören auch

Vettern und Kusinen, Onkel und Tanten. Nur durch die wechselseitige Familienhilfe ist es überhaupt zu verstehen, daß sie in aller Bescheidenheit leben können. Wie selbstverständlich tritt in allen Schwierigkeiten des Lebens die Familienhilfe für den anderen ein. Sie ist ein Teil der bewundernswerten Hilfsbereitschaft des Griechen, die sich auch dem Fremden gegenüber zeigt. Aber wer ist ein Fremder? Ein Gast. Nicht ohne Grund hat man darauf hingewiesen, daß es für die beiden Worte „Fremder“ und „Gast“ in der griechischen Sprache nur einen Begriff gibt „Xenos“ – eben Gast. Nichts, was man nicht mit ihm teilte. Und selbst jeder Tourist, der Griechenland besucht und nicht nur die Touristenattraktionen besichtigt hat, wird von dieser für uns unvorstellbaren Gastfreundschaft der Griechen Beispiele zu berichten wissen. Ohne daß er überhaupt erfährt, wer der Spender war, wird ihm im Cafeion ein Uso, jener berühmte Anisschnaps, serviert. Von wildfremden Leuten wird er ins Haus gebeten, zu den Mahlzeiten eingeladen. Mögen die Gerichte auch noch so ärmlich sein, man schämt sich dieser Armut nicht, man gibt ganz selbstverständlich, denn man ist kein Geizhals.

Meister der Lebenskunst

Nichts ist schlimmer für einen Griechen, als sich Geiz vorwerfen lassen zu müssen. Freilich ist der gesunde Instinkt dieses Volkes noch immer ausgeprägt genug, sich nicht von den Schnorrern ausnehmen zu lassen. Man ist großzügig und erwartet gleiches. Getrennte Kasse beim Besuch eines Cafeion kann sich der Grieche, trotz aller Individualität ein Gemeinschaftsmensch, nicht vorstellen. Es kommt seinem Sinn für Würde entgegen, jemanden einladen zu können. Und es ist, besonders für die Deutschen, immer wieder überraschend zu sehen, mit welcher Selbstverständlichkeit, mit welchem angeborenen Sinn für Haltung, auch der einfachste, ärmlichste Grieche mit jedem Hochgestellten umzugehen weiß. Er verkehrt mit ihm auf der Basis menschlicher Gleichberechtigung. Sophokles Kanellopoulos ist ein Mensch des Augenblicks. Er weiß, wenn er ihn vorübergehen läßt, ist er für immer vorbei. Die gesunde Diesseitigkeit hat Sophokles zu einem Meister der Lebenskunst werden lassen. Nichts liegt ihm ferner als ein seelenloses Roboterdasein. Er lebt, um zu leben. Er nützt die Gegenwart, überläßt sich der Freude und dem Schmerz des Augenblicks, ohne zu versuchen, sie für die Ewigkeit festzuhalten. Bei aller Freude an Fest, Feier und Tanz, die zu den gestalterischen Elementen seines Lebens gehören und ihn befähigen, wieder zu sich selbst zu finden, verliert er nicht den Sinn für das Maß.

Mit dem Neuen fertig werden

Seit 1953 hat auch Eleni Kanellopoulos das aktive und passive Wahlrecht. Trotzdem läuft das Leben griechischer Frauen, vom großstädtischen Athen abgesehen, immer noch in den alten, engen Bahnen. Von der Familie, vom Vater und Bruder bewacht, wartet das griechische Mädchen auf seine Verheiratung. Undenkbar, daß man sich vor der Ehe mit einem Mann verabredet. Die Heirat ist immer noch eine Familienangelegenheit, die Unberührtheit der Braut eine unbedingte Voraussetzung. Und auch nach der Heirat ist die Welt der Männer und Frauen streng getrennt. Man geht nicht zusammen aus, das Reich der Frau ist das Haus. Trotzdem schlagen die Wellen der Neuzeit, des Fortschritts immer stärker auch an die Gestade Griechenlands. Immer mehr Reisende kommen ins Land, Tausende Griechen suchen, diesmal



1



2



3

nicht als Auswanderer, ihr Auskommen in anderen europäischen Ländern. Sie werden bei ihrer Rückkehr vieles von dem, was sie bei uns erlebt und gesehen haben, an die eigenen Landsleute weitergeben. Wird es nur Gutes sein, wird es überhaupt Gutes sein, etwas, was das griechische Leben reicher macht? Es liegt zum Teil an uns, an ihren Gastgebern, zum Teil an unseren Gästen, nicht zum wenigsten aber an der Kraft und Fähigkeit Griechenlands, mit dem Neuen, dem Fremden fertig zu werden und es zu verwandeln.

3 Das klassische Griechenland zieht viele Touristen ins Land, deren ungeteilte Bewunderung vor allem dem Parthenon, dem Tempel der Athena, gilt, der sich auf der Akropolis mitten in Athen erhebt

4 Die meisten Griechen müssen sich noch heute mit einem Einkommen begnügen, das für unsere Maßstäbe unter dem Existenzminimum liegt. Das überaus geschätzte, am Rost gebratene Hammelfleisch ist deshalb nur den Feiertagen vorbehalten

5 Geselligkeit und Gastfreundschaft gehören untrennbar zum Leben jedes Griechen



4



5



Wir wählen einen neuen Landtag

Zur Wahl in Nordrhein-Westfalen
am 8. Juli 1962

Nach der Sage
erhebt sich der
Vogel „Phönix“ aus
seiner Asche zu
neuem Leben.

Nach diesem Motiv
schuf Professor
Mataré die Plastik,
die in der
Eingangshalle des
Landtagsgebäudes
in Düsseldorf steht.

Am 8. Juli werden wir an die Wahlurnen gerufen. Westfalen und Rheinländer wählen das fünfte Parlament ihres Landes. Von 16 Millionen Einwohnern Nordrhein-Westfalens sind 10,5 Millionen wahlberechtigte Frauen und Männer aufgerufen, ihre Stimmen abzugeben und damit der wichtigen Pflicht des Staatsbürgers nachzukommen.

Das Land Nordrhein-Westfalen, das seit 1946 besteht, gab sich vor zwölf Jahren eine eigene Verfassung. Zwölf Jahre sind in der Geschichte eine kurze Zeit, aber eine Spanne, die genügen kann, die Geschehnisse der Menschen für viele Jahrzehnte zu bestimmen – wie wir es bis zum Ende des zweiten Weltkrieges schmerzlich erfahren mußten. Für die Menschen zwischen Rhein und Weser reichte dann ein einziges Jahrzehnt, um sie in eine neue politische Ordnung hineinwachsen zu lassen. Das springende Pferd, der Rhein und die lippische Rose teilen sich den Platz auf gemeinsamem Wappen.

Der Geburtstag unseres Landes

Die Geburtsstunde des Landes Nordrhein-Westfalen war der 2. Oktober 1946: an diesem Tage trat zum erstenmal der Landtag zusammen. Westfalen und das nördliche Rheinland lagen nach dem Ende des Krieges in der britischen Besatzungszone. Noch während der Kampf-

handlungen waren sich die Alliierten darin einig, daß das Ruhrgebiet, nachdem das nationalsozialistische Reich zerschlagen war, politisch gesondert behandelt werden müsse. Auf Grund des Potsdamer Abkommens wurden die Unternehmen aus Kohle und Stahl beschlagnahmt und die großen Konzerne entflochten. Die Demontage lastete schwer auf den Betrieben. Als aber im Jahre 1946 die ersten Spannungen zwischen den angelsächsischen Mächten und der Sowjetunion offen zutage traten, und dann im selben Jahr der „Eiserne Vorhang“ niederging, hielten die westlichen Besatzungsmächte die Zeit für gekommen, deutsche Stellen stärker an der Verwaltung der besetzten Gebiete und an der Bildung eines föderalistischen Staates zu beteiligen.

In der amerikanischen Besatzungszone bestanden schon die Länder Bayern, Groß-Hessen und Württemberg-Baden, als am 17. Juli 1946 der Oberbefehlshaber der britischen Zone, Sir Sholto Douglas, in Berlin bekanntgab, daß die Provinz Westfalen und von der Provinz Rheinland die Regierungsbezirke Köln, Düsseldorf und Aachen unter dem Namen Nordrhein-Westfalen zu einem Land zusammengefaßt würden. Am 24. Juli 1946 ernannte der englische Gouverneur Asbury den Oberpräsidenten von Westfalen, Dr. Rudolf Amelunxen, zum ersten Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen und beauftragte ihn, ein Kabinett zu bilden. Am 30. August 1946 stellte Amelunxen das neue Kabinett vor, und bereits am 2. Oktober desselben Jahres trat dann der Landtag zum erstenmal zusammen, dessen Mitglieder noch nicht gewählt, sondern zunächst ernannt waren. Das Land Lippe-Detmold, das seit Mai 1946 einen

eigenen Landtag hatte, wurde am 21. Januar 1947 mit Nordrhein-Westfalen vereinigt.

Ein Land ohne Geschichte?

Heute spricht niemand mehr von einem „künstlichen“ oder „unhistorischen“ Land. Die vielen Wechselbeziehungen zwischen Westfalen und dem Rheinland in den vergangenen Jahrhunderten haben das Zusammenwachsen der beiden Provinzen erleichtert. Bis in das Mittelalter reichen sie zurück. Teile des Herzogtums Westfalen gehörten damals zeitweilig zum Erzbistum Köln. Durch die Reichsreform von 1512 schuf Kaiser Maximilian I. den niederrheinisch-westfälischen Reichskreis. Auf dieses Geschichtsdatum beriefen sich sogar noch Fürsprecher der Zusammenlegung im Jahre 1946. Napoleon schließlich zerschlug die vielen weltlichen und geistlichen Kleinstaaten östlich des Rheins und schuf großräumigere Herrschaftsbereiche. Nach seinem Sturz kamen Rheinland und Westfalen durch Beschluß des Wiener Kongresses im Jahre 1815 an Preußen. Die damaligen Provinzgrenzen blieben im wesentlichen bis heute bestehen.

Die Industrialisierung im 19. Jahrhundert ließ das rheinisch-westfälische Industriegebiet entstehen. Dadurch wurden die Grenzen zwischen Rheinland und Westfalen wohl am kräftigsten verwischt. In der Weimarer Republik schließlich bestanden zahlreiche Pläne über die Umgliederung des Reiches, bei denen auch die politische Vereinigung der beiden Provinzen vorgesehen war. „Unhistorisch“ bleibt also allein der Anschluß von Lippe-Detmold, und dieser Schritt geschah auch nicht „künstlich“ oder gar „gewaltsam“, sondern ging auf den Wunsch der Bevölkerung zurück.

Die Verfassung des jungen Landes

Das Land Nordrhein-Westfalen war bereits vier Jahre alt, als am 11. Juli 1950 die neue Verfassung in Kraft trat. Die staatlichen Organe dieses Landes handelten bis dahin ohne ein geschriebenes Grundgesetz; Parlament, Regierung und Rechtspflege mußten sich nach Bestimmungen der englischen Besatzungsmacht orientieren. Der Landtag hatte zwar zuvor schon gesetzgebende Gewalt, die von ihm er-



1



3

lassenen Gesetze mußten aber von der Militärregierung genehmigt werden. Die Verfassung schuf dann die Rechtsordnung des Staatslebens, die der neuen politischen und sozialen Wirklichkeit gerecht wurde.

Nach Artikel 1 der Landesverfassung ist Nordrhein-Westfalen ein Gliedstaat der Bundesre-



2



4

▲ Diese vier Männer standen seit 1946 an der Spitze der Regierungen von Nordrhein-Westfalen. Unsere Bilder zeigen: Dr. Rudolf Amelunxen, Zentrum (Bild 1), Ministerpräsident vom 24. Juli 1946 bis zum 16. Juni 1947; Dr. E. h. Karl Arnold †, CDU (Bild 2), Ministerpräsident vom 17. Juni 1947 bis zum 20. Februar 1956 (auf unserem Bilde bei seiner Wahl); Fritz Steinhoff, SPD (Bild 3), Ministerpräsident vom 20. Februar 1956 bis zum 21. Juli 1958, und Dr. Franz Meyers, CDU, Ministerpräsident seit dem 21. Juli 1958, abgebildet bei der Vereidigung durch den Landtagspräsidenten Gockeln

Sitzverteilung im Landtag nach den Wahlen von 1947 bis 1958								
Parteien	20. 4. 1947		18. 6. 1950		27. 6. 1954		6. 7. 1958	
	Sitze	Anteil aller Stimmen	Sitze	Anteil aller Stimmen	Sitze	Anteil aller Stimmen	Sitze	Anteil aller Stimmen
CDU	92	37,4 v. H.	93	36,9 v. H.	90	41,3 v. H.	104	50,5 v. H.
SPD	64	32 v. H.	68	32,3 v. H.	76	34,5 v. H.	81	39,2 v. H.
FDP	12	6 v. H.	26	12,1 v. H.	25	11,5 v. H.	15	7,1 v. H.
Zentrum	20	9,8 v. H.	16	7,5 v. H.	9	4 v. H.	—	1,1 v. H.
KPD	28	14 v. H.	12	5,5 v. H.	—	3,8 v. H.	—	—
BHE					—	4,6 v. H.		
DP			—	1,7 v. H.			—	1,6 v. H.

publik. Damit kommt zum Ausdruck, daß die Verfassungshoheit des Landes ihre Grenzen im Grundgesetz der Bundesrepublik findet, das am 23. Mai 1949 in Kraft getreten ist. Durch die Bezeichnung Gliedstaat wird sowohl der eigenstaatliche Charakter wie aber auch die föderalistische Einordnung des Landes Nordrhein-Westfalen in die Bundesrepublik deutlich. Die enge Bindung zur Bundesrepublik und die Möglichkeit, auf die Bundesgesetzgebung Einfluß zu nehmen, zeigt sich auch darin, daß fünf Minister des Landes Nordrhein-Westfalen als Mitglieder des Bundesrates an der Gesetzgebung des Bundes entscheidenden Anteil haben.

Die Verfassung ist die Grundlage der staatlichen und sozialen Ordnung unseres Landes mit seinen soziologischen und wirtschaftlichen Eigenheiten. Wichtige Artikel über Kultur, Wirtschaft und Familie sind auf die Verhältnisse Nordrhein-Westfalens zugeschnitten. Der Abschnitt über Schule, Kunst, Wissenschaft, Religion und Religionsgemeinschaften knüpft zwar an das Grundgesetz der Bundesrepublik an, aber die Landesverfassung legt darüber

hinausgehend entscheidende Rechtsgrundsätze über die Erziehungsziele, das Elternrecht, die Schularten und den Religionsunterricht fest. Die Kulturhoheit der Länder zeigt sich nach außen hin am deutlichsten dadurch, daß nur in den Ländern Kultus- und Erziehungsministerien bestehen. Eigene Rechtsgrundsätze sind auch aus dem Arbeits- und Wirtschaftsleben entwickelt. Wir finden Artikel über den Schutz der Arbeitskraft, das Recht auf Arbeit und den Jugendschutz. Im Artikel 26 bekennt sich die Verfassung zum Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer, das am 10. April 1951 durch den Bundestag Gesetzeskraft erhielt.

Landtag und Regierung

Mit unseren Stimmzetteln entscheiden wir am 8. Juli dieses Jahres wieder über die Stärke der Fraktionen des Landtages und nehmen damit Einfluß auf die Regierungsbildung und auf die Regierungspolitik der kommenden Legislaturperiode. Das Parlament wählt den Ministerpräsidenten, dieser ernennt die Minister. So bestimmt letzten Endes der Landtag über die Zusammensetzung der Regierung, die stets vom Vertrauen des Landtages getragen sein muß. Allerdings kann das Parlament den Ministerpräsidenten und damit die Regierung nur ablösen, wenn sich gleichzeitig die Mehrheit für einen Nachfolger findet. Mit dieser Form des „konstruktiven Mißtrauensvotums“, das auch im Grundgesetz der Bundesrepublik verankert ist, glaubte man, einen Mangel der Weimarer Verfassung zu beheben; denn nach dieser konnte jede Mehrheit des Parlaments die Regierung stürzen, ohne gleichzeitig eine andere bilden zu müssen.

Nur einmal hat bisher unser Landtag von diesem „konstruktiven Mißtrauensvotum“ Gebrauch gemacht: als im Frühjahr 1956 die Regierung Arnold durch die Wahl des Ministerpräsidenten Steinhoff abgelöst wurde.

Auch die Verfassung von Nordrhein-Westfalen hat die „Trennung der Gewalten“ nach den Grundsätzen des parlamentarischen Regierungssystems verwirklicht: Die legislative (gesetzgebende) Gewalt liegt beim Parlament, die exekutive (vollziehende) Gewalt liegt bei der Regierung. Die Abgeordneten werden in „allgemeiner, gleicher, unmittelbarer, geheimer und freier Wahl“ gewählt.

Wenn auch in der Verfassung der herkömmliche Satz „Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus“ fehlt, so räumt sie doch die Möglichkeit ein, daß die Bevölkerung von Nordrhein-Westfalen durch Volksbegehren und Volksentscheid ihren Willen unmittelbar zum Ausdruck bringen kann.

Mittelbar nehmen wir alle Einfluß auf die Landespolitik über die von uns gewählten Abgeordneten des Landtages. Im Gegensatz zur Diktatur üben wir in der Demokratie durch die freie Wahl eine Kontrolle aus. Wir sollten daher das Recht, das uns die Landesverfassung gibt, ausschöpfen und den Parteien und Abgeordneten unsere Stimme geben, von denen wir glauben, daß sie unsere Belange am besten vertreten.

Nur wenn wir verantwortungsbewußt von diesem Recht Gebrauch gemacht haben, steht uns auch die Kritik an den Gesetzen des Landtages und den Maßnahmen der Landesregierung zu. Wir sollten außerdem bedenken, daß wir nicht nur das Recht, sondern gegenüber der Gemeinschaft auch die Pflicht haben, am 8. Juli zur Wahlurne zu gehen, um durch unsere Stimmabgabe an der Landespolitik teilzuhaben und uns zu den Grundsätzen demokratischer Freiheit zu bekennen.

Die Parteien haben das Wort



Wir baten die Fraktionsvorsitzenden der drei im Landtag vertretenen Parteien, für WERK UND WIR einige Gedanken zur bevorstehenden Wahl niederzuschreiben. Sie kamen unserer Bitte gern nach, wofür wir uns auch an dieser Stelle herzlich bedanken. Der Dank an Dr. Stuckel kommt zu spät. Er ist am 26. Mai 1962 verstorben, so daß die nachstehenden Ausführungen zu seinen letzten politischen Ausführungen gehören.

Der Vorsitzende der CDU-Fraktion, Dr. Erich Stuckel, schickte uns diesen Beitrag:

Das Land Nordrhein-Westfalen ist mit seinen sechzehn Millionen Einwohnern und mit seiner Industrie Schwerpunktgebiet in der Bundesrepublik. Alle Aufbauleistungen nach der Währungsreform hatten zur Voraussetzung, daß dieses Land mit seinen Rohstoffen, seiner Energiewirtschaft, seiner chemischen Industrie, seiner Investitionsgüter- und Konsumgüterindustrie, seiner Landwirtschaft und seinen mittelständischen Unternehmen die Grundlagen hierfür schaffte. Das wurde trotz aller Kriegszerstörungen und Nachkriegsfolgen durch den Fleiß seiner Arbeitnehmer, dem Erfindungsreichtum seiner Unternehmer und nicht zuletzt dank einer klugen Politik der Bundes- und der Landesregierung erreicht.

Der allgemeine Wohlstand ist trotz hier und da bestehender Lücken vorhanden. Es steht aber ebenso fest, daß noch große, schwierige Aufgaben zu bewältigen sind. Dazu gehört einmal die Anpassung der nordrhein-westfälischen Wirtschaft an die Bedingungen der EWG, und dazu gehört zum anderen die Strukturänderung der Wirtschaft im eigenen Lande.

Das eine ist so wichtig wie das andere. Gerade das Land Nordrhein-Westfalen wird in der EWG auf allen Gebieten der Wirtschaft und des Handels einer starken Konkurrenz ausgesetzt sein. Es muß, was die Strukturänderung anbetrifft, Maßstäbe anwenden, die sowohl den wirtschaftspolitischen als auch den sozialpolitischen Notwendigkeiten entsprechen.

Die Bevölkerung ist auf Grund der Konjunkturlage und des bestehenden Arbeitskräftebedarfs in Bewegung geraten. Die Industriezentren wurden Anziehungspunkt für viele Bürger unseres Landes. Es bilden sich in den großen Wirtschaftsgebieten Ballungsräume mit allen Gefahren einer einseitigen Wirtschaftsstruktur. Unter dieser Bewegung leiden besonders die Randgebiete unseres Landes, wie Ostwestfalen, das Sauerland, die westrheinischen Grenzgebiete, aber auch die Großstädte selbst.

In einer freien Gesellschaft mit einer freien sozialen Marktordnung entwickelt sich die Wirtschaft nach eigenen Gesetzen. Das gilt zum Bei-

spiel für die Kohle- und Energiewirtschaft, aber auch für die Landwirtschaft. Es wird also darauf ankommen, mit einer Änderung der Wirtschaftsstruktur allen Bürgern unseres Landes den Arbeitsplatz oder die selbständige Existenz zu erhalten und gleichzeitig dafür zu sorgen, daß die Bundesrepublik und mit ihr die Wirtschaft des Landes Nordrhein-Westfalen auf dem europäischen Markt konkurrenzfähig bleiben.

Alle diese Maßnahmen beinhalten weitere Konsequenzen. Die Folgen werden sich auswirken auf den Wohnungsbau, den Straßenbau, die Energieversorgung und auf die Landesplanung überhaupt. Damit ist dem neuen Landtag ein inhaltsreicher Katalog von Aufgaben gegeben. Das sind aber nicht die einzigen Aufgaben, die der neue Landtag zu bewältigen hat. Die Landesregierung unter ihrem jetzigen Ministerpräsidenten Dr. Meyers hatte mit der Übernahme der Regierungsgeschäfte im Jahre 1958 ein Vier-Punkte-Programm aufgestellt. Es war ein Schwerpunktprogramm, das wie folgt zusammengefaßt werden kann: 1. Wohnungsbau, 2. Krankenhausbau, 3. Schulbau, 4. Straßenbau. Das Ziel, das die Landesregierung sich gestellt hatte, wurde nicht nur erreicht, sondern in einzelnen Teilen überschritten. Dennoch bleiben trotz dieser Leistungen ungelöste Probleme bestehen. Dazu gehören die noch vorhandene Wohnungsnot in den Großstädten, der weitere Ausbau und Neubau von Krankenhäusern, ihre Modernisierung und die Ausbildung von Krankenschwestern; dazu ist zu rechnen die Fortsetzung des Schulbaues, um den Schichtunterricht restlos zu beseitigen und die gesteigerte Ausbildung von Volksschullehrern. Es wird zu berücksichtigen sein, daß auf Grund des ständig zunehmenden Verkehrs das Straßenbaunetz des Landes weiter ausgebaut wird.

Ein besonderes Problem liegt bei der Luft- und Wasserverunreinigung. Hier radikale Änderungen herbeizuführen, wird im Interesse der Gesundheit der gesamten Bevölkerung notwendig sein.

Diese Aufgaben lassen sich nicht in vier Jahren erledigen. Die CDU-Fraktion und eine neue CDU-Regierung werden nach Maßgabe der vorhandenen Situation ein neues Programm entwickeln. Dieses Programm wird sicherlich wieder einige Schwerpunkte enthalten. Es soll jedoch kein Konzept sein, das nur die jeweiligen



► Vier Abgeordnete des Landtages wurden bisher zum Landtagspräsidenten gewählt. Unser Bild links zeigt Ernst Gnos, SPD, der vom ersten noch ernannten Landtag gewählt wurde; ihm folgte, als erster Präsident des gewählten Landtages, Dr. Dr. h. c. Robert Lehr, CDU. Nach den Wahlen von 1947 bis 1958 bekleidete Josef Gockeln, CDU, dieses Amt, aus dem ihn am 6. Dezember 1958 der Tod abberief. Zu seinem Nachfolger wählte der Landtag Wilhelm Johnen, CDU, den unser letztes Bild zeigt.

Notstände berücksichtigt, sondern es muß für die weitere Zukunft maßgebend werden. Man kann bei der technischen Entwicklung und bei der Schnellebigkeit im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben nicht mehr in Jahren denken, sondern muß über Zeiträume hinaus planen, ohne daß damit dem Staatsdirigismus die Tür geöffnet wird.

**Der Vorsitzende der SPD-Fraktion,
Dr. Fritz Kassmann, schrieb an
WERK UND WIR:**

Wie es in unserem nächsten Parlament aussieht, das wird im wesentlichen davon abhängen, ob es auch weiterhin vom Gespräch lebt. Das haben wir bisher im Landtag gern hervorgehoben, und das stellte ich auch an den Anfang meiner letzten Rede in der Haushaltsdebatte im Januar dieses Jahres. Aus diesem Geiste haben wir auch den Vogel Phönix – diesen bunten Vogel, der da unten in der Landtagshalle steht – das Wort eingravieren lassen: „Ums Wort und Widerwort und wieder Wort...“ Aber was nützt denn ein Gespräch, wenn nicht eines hinzukommt: der ehrliche Wille zum Verstehenwollen!

Es entspricht meiner Auffassung nach der typisch deutschen Vorstellung des „Alles oder nichts“, daß Rede und Gegenrede einen faulen Kompromiß gäben. Die Wahrheit ist, daß ohne These und Antithese keine Synthese möglich ist. Das hat auch unser Herr Ministerpräsident bei der Regierungserklärung vor einigen Jahren ausdrücklich anerkannt. Damals hat er wörtlich gesagt, die Landesregierung sei bereit, die Arbeit der Opposition, auch ihre Kritik, als Mitträgerschaft an der Staatsverantwortung zu würdigen.

Die Opposition, mit der in guten Worten ihre Rolle zugestanden wird, kann kaum funktionieren, wenn wir nicht gemeinsam alle Anstrengungen machen, die Bedeutung des Parlaments im ganzen zu verbessern. Das macht, glaube ich, uns allen, wenn wir ruhig darüber nachdenken, Sorge. Wieweit die Abwertung des Parlaments gediehen ist, erhellt schlaglichtartig eine kritische Bemerkung, die ich in einer der angesehensten Zeitungen des Auslands in einem der sogenannten demokratischen Musterländer des Westens fand. Da stand ganz nüchtern und kühl, das Parlament sei nach Auffassung vieler sehr tüchtiger und versierter Leute heutzutage nicht mehr viel anderes als eine Public-Relations-Einrichtung der Demokratie. Das ist ein böses Wort, und es wird darauf ankommen, was daran richtig oder was dabei Übertreibung ist.

Auch wurde gesagt, nicht mehr im Parlament fielen die wirklich bedeutsamen Entscheidungen,

sie kämen vielmehr zustande durch Zusammenspiel der Verwaltung und der Verbände auf ihren Konferenzen, zumal bei ihnen der Sachverstand, die Macht und das Interesse zusammenträfen. Wir haben auch bei uns im Landtag von solchen Dingen einiges erlebt an Vorarbeiten zwischen Regierung und Verbänden, die wesentliche Teile der eigentlich parlamentarischen Arbeit dem Landtage zunächst entzogen, und als das Parlament – in diesem Falle der Landtag – dran war, da hatte die Rollenverteilung, die ich gerade zitierte, erhebliche Vorarbeit geleistet. Das kann nützlich sein. Die Frage ist nur, wieweit das Parlament dabei seine Rolle behaupten kann.

Wer es mit dem politischen Verständigungswillen unter den Parteien, mit der Arbeit im Landtage, mit der Befruchtung der politischen Gestaltung durch ein Parlament also ehrlich meint, wer zu Gesprächen bereit ist, sie sucht, nicht um die Gedanken zu verstecken, sondern um einen fairen Ausgleich zu finden, wer das Parlament, das doch nun einmal die Wesensgrundlage der Demokratie ist, erhalten will, der muß es stärken, muß sein Ansehen mehren und seinen Platz und seinen Rang im Bewußtsein des Volkes erhöhen.

Darüber einmal nachzudenken sollte nicht nur Sache der Abgeordneten sein, sondern auch derer, die diese Abgeordneten in das Parlament schicken – die Sache der Wähler also!

**Der Vorsitzende der FDP-Fraktion,
Willi Weyer, schrieb uns folgenden Brief:**

Es gab einmal einen „Ernannten Landtag Nordrhein-Westfalen“. Im Jahre 1946 wurde er durch eine Anordnung der Britischen Militärregierung ins Leben gerufen. Die provinziellen Gebietsteile Nordrhein und Westfalen, etwas später auch das Land Lippe-Detmold fügten sich auf britische Weisung zum Territorium „Land Nordrhein-Westfalen“ zusammen. Es wurden die Provinzen Nordrhein und Westfalen mit je hundert ernannten Landtagsmitgliedern im neuen Parlament und im neuen „selbständigen Land“ vertreten. Wohlgemerkt: „Land“, nicht „Freistaat!“ Die demokratisch notwendige Normalisierung ließ glücklicherweise nicht allzu lange auf sich warten. Am 20. April 1947 begann die erste Wahlperiode eines Landtages, dessen Abgeordnete gewählt worden waren.

Heute stehen wir kurz vor dem Ende der vierten Wahlperiode. Am 8. Juli dieses Jahres werden die Wähler im Land Nordrhein-Westfalen ihre Stimmzettel in die Wahlurnen werfen und werden die Zusammensetzung des Landtages der fünften Wahlperiode bestimmen.

Hand aufs Herz! lieber Leser, prüfen Sie bitte einmal, wieviel und was Sie von Ihrem Landtag,

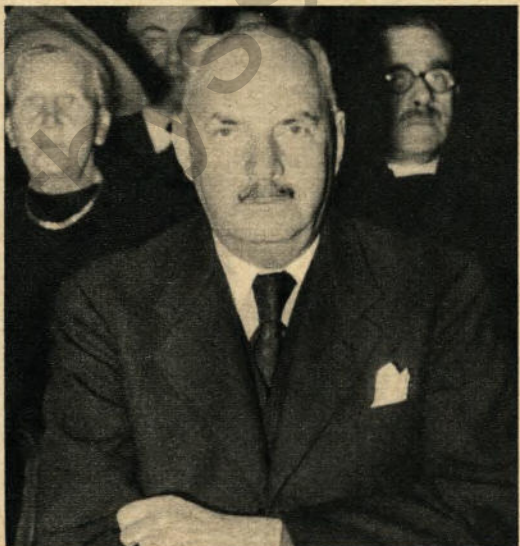
seiner Arbeit, seinen Aufgaben wissen! Es ist doch so: In der Presse, beim Rundfunk und Fernsehen sind für Sie in erster Linie die politischen Vorgänge im Bund und allenfalls dann noch die kommunalpolitischen Begebnisse Ihrer Wohn- und Heimatgemeinde interessant. Die Publikationsmittel spiegeln für jeden bequem die sich abspielenden politischen Themen; seien es auf Bundesebene zum Beispiel der Unheilstag „13. August“, „Atomare Bewaffnung – ja oder nein?“ oder „Spannungen zwischen Adenauer und Erhard“.

Auf der kommunalen Seite beobachten Sie etwa die Strom- und Wasserpreise, die Straßenbahntarife oder die Getränkesteuer. Getränkesteuer? Sie muß vom Wirt auf seinen Gast, der nach der Arbeit an der Theke sein Bier genießen will, abgewälzt werden, oder der Wirt muß seine ihm zukommende Verdienstspanne verkleinern. Ihr Prosit, lieber Freund, wird dadurch nicht unbedingt fröhlicher.

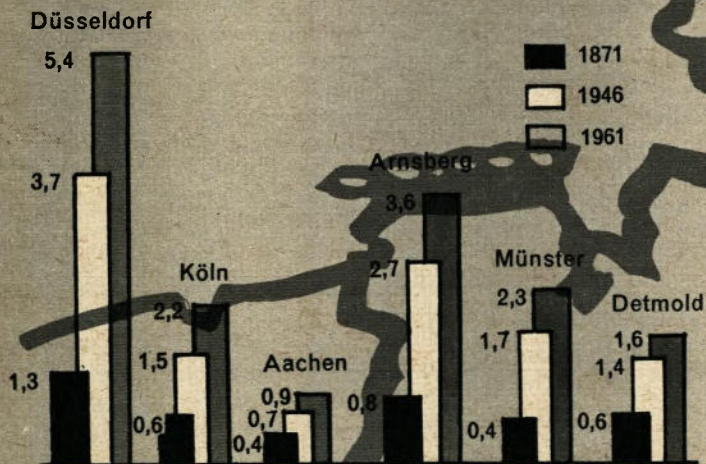
Bleiben wir in unserer staatsbürgerlichen Betrachtung an diesem Punkt einmal stehen. Das Thema „Getränkesteuer“ hat nämlich mit dem Landtag etwas zu tun. Ihre Gemeinde, sei es Stadt oder Dorf, darf diese Steuer nur erheben, wenn eine gesetzliche Ermächtigung besteht, und diese kann nur der Landtag geben. Er gibt sie. Er ist gerade dabei. Meine Freunde und ich, die FDP-Fraktion, die diese Bagatell- und Sondersteuer schon vom Grundsatz her ablehnt, werden im Plenum allein bleiben und überstimmt werden.

Das Beispiel muß im gesetzten Rahmen für viele gelten. Im Landtag bestehen 26 verschiedene Fachausschüsse. In ihnen wird Politik gemacht für das Wohnungswesen, für die Landesplanung, für das Verkehrswesen, für Sportfragen und vieles andere mehr. Ganz bedeutend ist die Politik des Haushalts- und Finanzwesens mit seinen Steuerproblemen.

Die derzeitige Landesregierung verwaltet im laufenden Haushaltsjahr die Rekord-Etatsumme von 8,242 Milliarden DM. Eine Summe dieses Ausmaßes ist alarmierend. Die öffentlichen Ausgaben zu drosseln und weitestgehend herunterzudrücken, bleibt die zentrale Aufgabe der FDP-Fraktion auch für die Zukunft. Sie wird weiterhin alles daransetzen, das bis jetzt viel zu wenig ausgeübte Kontrollrecht des Parlaments gegenüber den Ministerien und deren Behörden noch mehr zur Geltung zu bringen. Mögen Sie sich, lieber Leser, in Zukunft auch etwas mit der Politik des Landes und dem Wirken des Landtages beschäftigen! Wir wollen für Sie tätig sein und wünschen uns, daß Sie uns kritisch unter die Lupe nehmen. Sie tragen dann dazu bei, daß sich das demokratische Leben in festen Formen abwickelt, zum Wohle von Ihnen, von Ihrer Familie und uns allen.



Bevölkerungswachstum in den Regierungsbezirken in Millionen



16 Millionen auf engem Raum

Am 31. Dezember 1961 hatte Nordrhein-Westfalen 16,03 Millionen Einwohner. Obgleich es das Bundesland mit der größten Einwohnerzahl ist, ist es mit seiner Fläche von 33959 Quadratkilometern kleiner als Bayern, Niedersachsen und Baden-Württemberg.

Im Jahre 1871, dem Jahr der Reichsgründung, lebten auf diesem Raum nur 4,25 Millionen Menschen. Das nebenstehende Schaubild läßt das überaus starke Anwachsen der Bevölkerung bis heute deutlich erkennen. Der ständige Bevölkerungszustrom, der erst in den letzten Jahren nachgelassen hat, wirft für Land und Gemeinden Probleme auf, die die anderen Länder in diesem Ausmaß nicht kennen. Unsere Darstellung oben links zeigt das Wachstum innerhalb der einzelnen Regierungsbezirke.

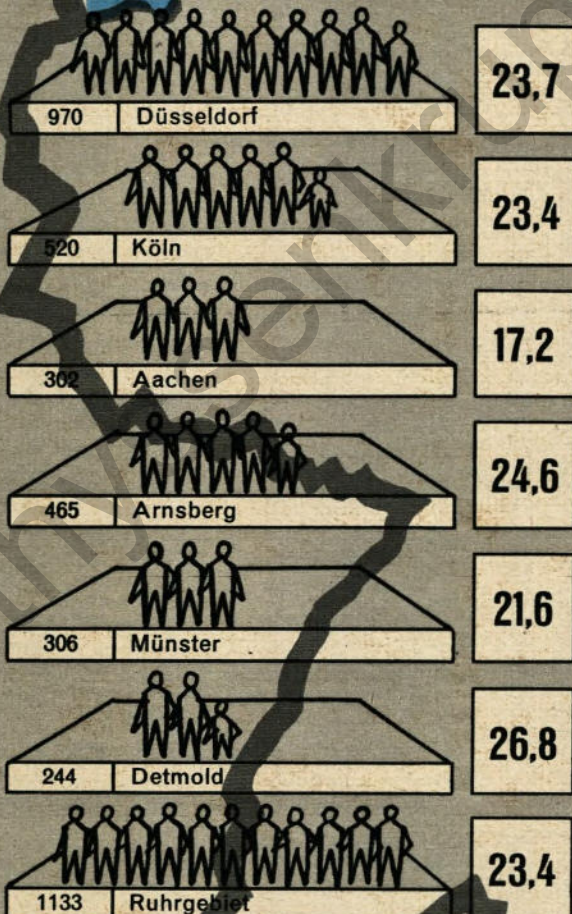
In Nordrhein-Westfalen leben durchschnittlich 461 Menschen auf einem Quadratkilometer. Die Bevölkerungsdichte in den einzelnen Regierungsbezirken geht aus der unteren Zeichnung hervor. Dabei ist das Ruhrgebiet als der am dichtesten besiedelte Raum gesondert aufgeführt. 45 v. H. der Bevölkerung von Nordrhein-Westfalen leben in 23 Großstädten, 19 v. H. in ländlichen Gebieten. Nur ein Viertel der in der Nachkriegszeit wieder nach oben geschnittenen Bevölkerungszahl ist auf Geburtenüberschuß zurückzuführen: Seit Kriegsende nahm Nordrhein-Westfalen 2,4 Millionen Vertriebene aus den Gebieten ostwärts der Oder- und Neiße-Linie und 1,2 Millionen Zuwanderer aus der Zone und aus Berlin auf. 23 v. H. der Bevölkerung sind damit erst nach dem Kriege in unser Land gekommen, das mit dieser Zahl in der Bundesrepublik an der Spitze steht. Auf dem Wege der Umsiedlung aus Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern hat Nordrhein-Westfalen bis Ende 1958 rund 450000 Vertriebene aufgenommen. Unser Schaubild zeigt, wie sich die jüngsten Bürger des Landes auf die Regierungsbezirke und das Ruhrgebiet aufteilen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Einwohner je qkm in den Regierungsbezirken

Anteil der
Vertriebenen
und Zuwanderer
in Prozent



Erwerbstätige in N.R.W. in 1000

	männl.	weibl.	gesamt
Produzierendes Gewerbe	3159	797	3956
Landwirtschaft und Forsten	251	252	503
Handel und Verkehr	810	621	1431
Öffentliche Dienste und Dienstleistungen	507	610	1117

▼ Frappé, frappé – riefen französische Ober-
schülerinnen aus der Stadt Liévin beim Anblick
der modernen Anlagen der kontinuierlichen
Mittelbandstraße in Hohenlimburg. Die Schü-
lerinnen, die unter Leitung ihres Direktors, M.
Regnard, im Austausch mit Hohenlimburger
Schülerinnen für drei Wochen in der Stadt an-
der Lenne ihren Urlaub verbrachten, besuchten

am 18. April unser Werk in Olpe. Faszinierend
fanden sie, daß die großen Walzgerüste voll-
automatisch liefen, ohne daß dabei mensche-
liche Arbeitskraft eingesetzt werden mußte. Die
französischen Gäste, die in Hohenlimburger
Familien herzliche Aufnahme fanden, bekunde-
ten in ihrem Gegenbesuch zu den Hohenlim-
burger Schülerinnen ihren Willen zur völker-
verbindenden Freundschaft.

▼ Brücken zwischen Afrika und Europa schlagen,
neue Entwicklungs- und Ausbauchancen im
wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Raum
dieser beiden Völker wahrnehmen – diese Ge-
danken waren das Ergebnis eines Seminars
„Afrika – Europa“, das vom 3. bis 5. Mai in Dort-
mund stattfand. An dem Seminar, das vom
Afrika-Kreis der Rheinisch-Westfälischen Aus-
landsgesellschaft in Verbindung mit dem Dort-
munder Kreisverband der Europa-Union durch-
geführt wurde, nahm u. a. auch aus Gabun
Botschaftsrat Abbessolo teil. Er besuchte am
4. Mai unsere Westfalenhütte. Der ausländi-
sche Gast, auf unserem Bild im Gespräch mit
Angehörigen der Westfalenhütte, zeigte sich
von den modernen Anlagen unseres Hütten-
werkes stark beeindruckt. Die seit dem 17. Au-
gust 1960 unabhängige Republik Gabun – bis
dahin französisches Kolonialgebiet –, die Wahl-
heimat Albert Schweitzers, ist in ihrer Größe
etwa mit der Bundesrepublik Deutschland zu
vergleichen. Von der Bevölkerung Gabuns kön-
nen heute im Alter bis zu 20 Jahren bereits
80 v. H. lesen und schreiben.



passiert notiert fotografiert

▼ Am 13. August besuchte Monsieur Segrouchni,
ein hoher marokkanischer Ministerialbeamter
aus Rabat, die Westfalenhütte. Der afrikanische
Gast ist in der marokkanischen Regierung ver-
antwortlich für „Jugend, Sport und Erziehung“.
Bei seinem Besuch unserer Westfalenhütte be-
eindruckten ihn deshalb vor allem die Lehrwer-
kstatt und die Sport- und Erholungsanlagen; an
den Leiter der Lehrwerkstatt, Heinrich Freund,
und den Leiter unserer kaufmännischen Werks-
schule, Wolfgang Tripp, hatte er viele Fragen zu
richten. Auf unserem Bild sehen wir von links
nach rechts unseren marokkanischen Praktikanten
Ahmed El Amine, Monsieur Segrouchni,
Dr. Helmut Enke von der Hoesch AG, die Dol-
metscherin und Lachmi Akkif, ebenfalls ma-
rokanischer Praktikant der Westfalenhütte.

▼ Am 15. Mai besuchte uns eine Studiengruppe
aus Bombay, deren Teilnehmer, von der Carl-
Duisberg-Gesellschaft betreut, im Raume Teck-
lenburg in einzelnen Familien untergebracht
waren. Die Inder und Inderinnen wollten auf
ihrer Deutschlandreise vor allem menschliche
Kontakte anknüpfen und pflegen. Nach dem Be-
such der Westfalenhütte, bei dem sich unsere
indischen Gäste sehr interessiert zeigten – vor
allem für die Arbeitsbedingungen unserer Be-
legschaftsmitglieder –, verbrachten sie noch
eine Woche in Berlin.



Kolumbus im Walde beim Beeren- sammeln und Pilzesuchen



Man kann sie als Hobby schwer zusammenzwingen, die beiden Jagdleidenschaften des Waldgängers: Beeren sammeln und Pilzesuchen. Kein echter Pilzjäger kümmert sich, erst einmal angekommen in seinem Revier, um Beeren; sein Blick ist dann nur noch für Pilze geschärft, wie umgekehrt der des Beeren sammlers in Aktion nur auf Beeren „eingestellt“ ist. Dem Beeren sammler kann der Sommer nicht warm, ja nicht heiß genug sein; der Pilzsucher aber liebt die nassen Sommer, in denen einige wenige schwüle Sonnentage keine andere Funktion haben als die, den Waldboden so zum Dampfen und den Mooschwamm so zum Kochen zu bringen, bis die Pilzchen vor Verzweiflung aus dem Boden „schießen“. Gemeinsam ist beiden also nur das Revier, der schöne deutsche Wald abseits der Großstädte, wo er noch mehr ist als Amtsforst und Nutzholzplantage, jener wundervolle Zaubewald aus dem Märchen, in dessen magischem Halbdunkel zwischen Baumwurzeln, Farnen, Moosen, Beeren und Pilzen noch sämtliche Zwerge, Hexen und Koboide der Brüder Grimm hausen. Dieser Wald ist des Beeren sammlers und des Pilzsuchers idealer Jagdgrund, hier wandern sie ihre sinnlosen Umwege ab, ihren merkwürdigen Zickzack, ihr sonderbares Hin und Her und Vor und Zurück, doch niemals eine vernünftige Gerade. Die Gerade ist bei bei-

den verpönt wie der Blick nach oben. Beeren-sammler und Pilzsucher brauchen keinen Himmel. Beide gehen, wandern, kriechen und bücken sich in ihrem Revier auch nicht um ihrer Gesundheit willen; es ist, als ahnten sie nicht, daß ihresgleichen die einzige hundertprozentig erfolgssichere Heilmethode betreibt, die zehntausend Ärzte heute – umsonst – zehn Millionen deutschen Managern, Autopolsterknechten und anderen Großstadtpflanzen verschreiben.

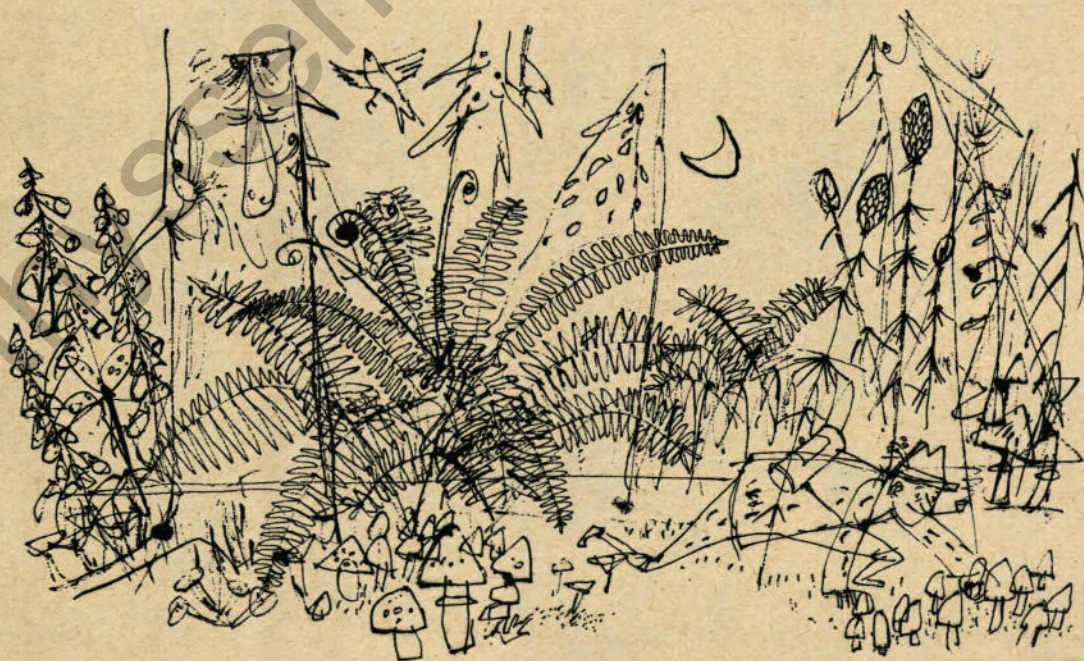
Der Beeren sammler kann, der Pilzsucher muß in der frühesten Frühe im Waldrevier sein. Ich sage „muß“, denn manch ein Pilzsucher würde ja sicher gerne ausschlafen und dann erst Kaffee tanken und dann erst ins Revier – aber das müßte er doch bitter bereuen. Wer als Pilzsucher das Erwachen des neuen Tages versäumt, wenn Fürstin Sonne strahlend ihre Waldvölker begrüßt, wenn die letzte Nachtkälte dem ersten warmen Hauch weicht, wenn Dunst und Nebel in goldenen Schleiern vergehen und die Perlenstäbe des Taus zu blitzen und zu glühen beginnen, wenn kurz und gut die heilige Morgenstunde geschlagen hat, die der Großstädter, aufs beste dargestellt, mit darbenden Sinnen aus seinem Kopfkissenroman schlürft – wer als Pilzsucher diese Stunde versäumt, dem steht nie das Finderglück zur Seite. Da hat es der Beeren sucher denn doch leichter, wie schon gesagt, und eben diese Feststellung macht doch wieder einen Unterschied aus.

Seien wir ehrlich, das Hobby des Pilzsuchers nimmt einen höheren Rang ein als das des Beeren sammlers. Ich schrieb oben mit Bedacht: Beeren sammler und Pilzsucher. Das soll den fundamentalen Unterschied andeuten. Pilze sammelt man nicht, Pilze sucht man und findet sie vielleicht – es wäre denn, man träfe im hintersten Bayerischen Wald auf jene Kolonie dickstämmiger fester Steinpilze, oder im tiefsten Sauerlandwinkel auf jene leuchtende Flur frischgelber Pfifferlinge, oder auf einer Lüneburger Schafheide auf jenes Regiment golden erbleichender Champignons, die man so nur in holden Wunschträumen entdeckt. Hier und nur hier, im Traume, kann man Pilze „sammeln“. Ansonsten aber sucht man Pilze, und man sucht sie mit um so mehr Erfolg, je mehr man sie als Kenner, ja als Pilzwissenschaftler sucht. Denn über Steinpilz, Pfifferling, Parasolpilz, Champignon und Speisemorchel hinaus gibt es schließlich allein in unserem walddreichen Mitteleuropa noch mindestens 2495 weitere Pilze, darunter unendlich viele eßbare – darunter unendlich viele von jenen, die der muntere Laie mit verächtlichem Fußtritt köpft.

Süße Qual der Suche

Was nun den minderen Rang des Beeren sammlers betrifft, so hat er gewiß nichts mit verminderten Glückswonnen zu tun. Beeren sammeln ist eben nur einfacher, weil es keine großen Voraussetzungen an Kennerschaft verlangt. Beeren sammeln ist im Grunde nur die amüsantere, beschaulichere und edlere Form des Beeren erntens im eigenen Garten: Es kommt da ein wenig die süße Qual der Suche hinzu, der immer frisch glimmende Funke neuer Hoffnung und endlich der nie versagende dramatische Knalleffekt des Findens und Pflückens. Trotzdem kann Beeren sammeln auch zur himmlischen Leidenschaft werden. Ich selber, der Beeren vom städtischen Grünmarkt nicht mag, weil dort tausend Himbeeren stets mit tausend nimmersatten bleichen Würmchen geliefert werden, und der Beeren ums Leben gerne vom Strauche pflückt, um das unvergleichlich frische und starke Aroma zur Gänze zu genießen, ich selber gehe ebensooft zum Beeren sammeln wie zum Pilzesuchen. Offen gestanden habe ich beim Beeren sammeln wenig Glück. Deshalb nehme ich auch stets zwei, drei oder auch vier Kinder mit, Kinder im Alter bis zu zwölf Jahren, wo ihr Herz noch in inniger Rührung klopft und noch nicht angekränkt ist von egoistischen Trieben. Ich bin nämlich aufs grausamste mit Farbenblindheit geschlagen und sehe Erdbeeren bestenfalls als dunklere Fläche im grünen Blattgewirre; wenn ich mich da den Kindern dergestalt als „Versehrter“ offenbare, so sprudelt ihr Herz von Teilnahme über, und eine volle Ernte ist mir sicher.

Übrigens habe ich als Beeren sammler drei Lebensfeste gefeiert. Dreimal in meinem Leben ging ich am Arm Pans durch versteckte Waldgründe, um Traumernten heimzuholen. Das erste Mal streifte ich, von Waldshut her kommend, durch den südlichen Hochschwarzwald um St. Blasien herum, da entdeckte ich über mir im steilen Waldsamt einen vielversprechenden, sicher kaum drei Jahre alten grünen Schlag, eine frische Forstschneise. Dieser Schlag hielt sein Versprechen aufs beste. Denn ich kniete dort mit meinem Freunde und saß und hockte einen Halbtage auf einem einzigen Fleck und drehte mich nur alle halbe Stunde um zehn Grade nach links herum, und „brockte“ pflaumengroße Himbeeren abwechselnd in den Kübel und in meinen Magen, und versank wollüstig in einer himmlischen Wolke sonnesatten, sonnesüßen Himbeerdüftes – keines schalen Limonadenaromas, wohlgerne! Als wir endlich mit von Himbeerblut triefenden Händen abließen von unserer Wunderernte, da waren zwei Mägen und sieben Kübelchen zum Platzen voll, vier wankende Knie zerstoßen und zerschrammt, und nur mit Mühe konnten wir noch aufrecht gehen. Das Schlimme war nur, daß wir einen erheblichen Durst angesammelt hatten, den wir mit Bier, wie wir es herzlich gewünscht hätten, nicht zu löschen wagten. Immerhin schwärme ich seit jenem Tage für den Schwarzwald . . . Die zweite Traumberenlese meines Lebens fiel in die ersten Monate nach dem letzten Weltkrieg, als ich, der Kompensationsgeschäfte so unfähig wie meine junge Braut, mit vielen Kübeln, Schachteln und Rucksäcken in den hintersten Bayerischen Wald fuhr, wo er schon Böhmerwald heißt. Dort, dicht an der Grenze, hockten wir zwei volle Tage in einem knietiefen, unabsehbaren Heidelbeerwald, der von Millionen Früchten wie von einem hellen blauen Schleier überzogen war. Allein dieser Anblick schenkte uns ausgehungerten Großstädtern einen Vorgenuß ohnegleichen. Dann aßen wir uns den Magen voll und die Lippen blau und fuhren endlich mit vollen Kübeln





▲ Am schönsten ist es, wenn die ganze Familie an diesem Hobby Freude findet, gleichgültig, ob im Sauerland, im Münsterland oder – wie es unser Bild zeigt – auf einer Nordseeinsel

und Schachteln und mit Blaubärten bis zu den Ohren hinauf heim nach München, hingen mit unserem kostbaren Gepäck auf der Treppe des Bremserhäuschens eines überfüllten Eisenbahnzuges, und es konnte nicht schlimm genug kommen mit Zugluft und Zugwind und Kohlenstaub: zwei überglückliche Beerensammler keuchten am Wege vom Bahnhof zur Wohnung glücklich unter der Last ihrer einzigartigen Ernte... Das dritte Mal verband sich dieses Erntewundermiteinergewaltigen Überraschung. Da wandelte ich mit jener Blaubeerenbraut, die inzwischen meine Frau und Mutter eines halben Dutzend Kinder geworden war, aus dem tiefen Rhônetal zu jenem berühmten Zirbenwald hinauf, der, eine verkehrte alpine Welt darstellend, den eisigen, kilometerbreiten Riesenstrom des Aletschgletschers noch um hundert Meter überragt. Ebendort, versunken in den scharfen Kontrast von zerborstener Polareisöde und duftendem Zirbenrevier, und mit überwältigtem Herzen auf die Gipfel von Wannehorn und Aletschhorn starrend, entdeckten wir, zum erstenmal den Blick senkend, daß wir knietief in dichtesten Beerenwäldern standen. Da war alles rot von überreifen Riesenpreiselbeeren und alles blau von überreifen Heidelbeeren und kein Mensch weit und breit. Was konnten wir anderes tun, als Gletscherpracht und Zirbenkampf beiseite lassen und stundenlang pflücken und essen, bis wir im süßen Genuß erschöpft auf eine Granitplatte sanken.

Ich gestehe zu, daß Beerensammler wie Pilz-

sucher von dem Zweck getrieben werden, kleine Ernten einzuholen. Dennoch möchte ich feststellen, daß es wohl keinen Beerensammler gibt, dem es nicht um die Beeren ginge, wogegen es gar nicht wenige Pilzsucher gibt, die ihre Ausbeute gar nicht selber essen. Ein alter guter Freund von mir, bedeutender Münchner Bildhauer heute, geht seit dreißig Jahren „in die Schwammerl“, wie es in Südbayern heißt. Aber er hat noch nie ein Schwammerlgericht gegessen, er verschenkt seine Ernten an Geschwister und Freunde. Dieser echte Pilzsucher ist vom Pilzsuchen fasziniert: Er kennt fast alles, und nichts bedeutet für ihn ein aufregenderes Abenteuer, als einem neuen Pilz zu begegnen, einem Pilz, den er erst „bestimmen“ muß. Dieser Mann kann über die Art und den Wert eines Pilzes mit derselben heißen Leidenschaft streiten wie über den Stil einer modernen Plastik. Er ist vernarrt in die Welt der Pilze, wiewohl er eine Forelle oder einen Schweinsbraten mit drei Knödeln jedem feinsten Champignongericht vorzieht; für ihn ist die Welt der Pilze groß, geheimnisvoll und wunderbar. Schon die Namen spricht er mit Behagen aus: Rotkäppchen, Kaiserling, Totentrompete, Rötliche Koralle, Violetter Ritterling, Pfefferbüchse, Schopftintling, Ziegenlippe, Rosenroter Geldfuß, Goldflüssiger Milchling, Judasohr – aber auch Gemeiner Stinkmorchel und Schmutzbecherling. Welch kräftiger gesunder Volksmund hat diese Namen geschaffen!

Der WERK UND WIR-Leser, der wohl gerne einmal ein Morchel-Ragout, Champignons in Bierteig, Steinpilze mit Semmelknödeln oder Pfifferlinge mit Reis und Hühnerleber ißt, sonst aber nichts weiß vom Wunder Pilzwelt, mag hier einiges wahrhaft Abenteuerliche daraus erfah-

ren... Es gibt grausame Pilze, wahre Giftampullen, wie den Knollenblätterpilz, den Ziegelroten Rißpilz oder den Pantherpilz – sie haben Tausende von ahnungslosen Menschenleben auf dem Gewissen. Dagegen gibt es ein Jahrtausende verachtetes kleines Schimmelpilzchen, das schon Millionen Menschen das Leben neu geschenkt hat: Dieses Schimmelpilzchen heißt *Penicillium notatum* Fleming und ist der winzigste Wohltäter der Menschheit.

„Eine giftige Gewitterwarze“

Was ist ein Pilz? Ein Pilz, den man bis ins Mittelalter hinein für eine häßliche Erdblase oder eine giftige Gewitterwarze hielt, ist – man sollte es nicht für möglich halten! – eine Pflanze, wenn auch eine überaus eigenartige. Kein Pilzsucher sieht den Pilz als Pflanze, denn was aus der Erde ragt, ist nur Blüte und Frucht, ganz genau gesagt: Blüte und Frucht zugleich. Gräbt er den Pilz aus, so findet er höchstens ein weißfilziges Etwas, einen spinnwebfeinen Wurzelschleier, eine Art Zwergenwatte: das Myzel, die eigentliche Pilzpflanze. Die weißen feinen Garne dieses Gespinnstes sind ihrerseits wieder aus allerfeinsten, unvorstellbar dünnen Fasern gesponnen; ist aber nun der Boden warm um sie und die Luft feucht über ihnen, so schlingen sich jene Fasern zu Fäden, und die Fäden zu Schnüren, die Schnüre zum Seil, das Seil zum Stiel und zum Hut. Das geschieht in ein, zwei bis höchstens drei Tagen, und dann steht der Steinpilz in all seiner festen fleischharten Pracht vor uns.

Die Pilzpflanze besitzt kein Chlorophyll, und selbst wenn sie das nötige Sonnenlicht träfe, wäre sie unfähig, sich aus dem Wasser und der

Kohlensäure Nahrung herzustellen: also muß sie Pflanzen fressen. Aus Moder zerfallener Grünpflanzen gewinnt sie deren letzte Reste an Stärke, Zucker und Eiweiß . . . Trotz dieser arm-selig-dürftigen Ernährungsweise weiß sich der Pilz mit Vehemenz fortzupflanzen; denn jeder Pilz hat, ehe er schwammig und brüchig und von Schnecken zerfressen in sich zusammenfällt, bereits – erschrecken Sie nicht! – eine Milliarde Sporen, das sind Fortpflanzungszellen, in die Luft geschleudert. Das ist nicht übertrieben, sondern für einen Pilz mittlerer Größe gesagt und dabei noch höchst vorsichtig geschätzt. Diese Sporen, wie Reiskörner geformt und durchschnittlich drei Tausendstel Millimeter breit und fünf Tausendstel lang, sitzen nicht im Innern, sondern an der Oberfläche jedes Pilzes, genau gesagt: an der Unterfläche des Hutes, beim Champignon etwa in den feinen Lamellen, beim Steinpilz im Röhrenpolster, beim Pfifferling in den adrigen Leisten überm Stiel.

Vorher die Pilzfibel fragen!

Ich empfehle jedem Leser, und nun gar, wenn er zu seinen Heimatwäldern wandernd eine legitime Beziehung unterhält, sich eine Pilzfibel oder ein richtiges Pilzbuch zu kaufen: Er wird seine Pilzwunder erleben! Nicht nur, weil es ungeheuer viele Pilzarten, Pilzordnungen und Pilzformen gibt – man denke nur an die jedem Pilzlaien bekannten, wenn er nur durch die Wälder streift: an die Algenpilze, die Schimmelpilze, die Löcherpilze, Röhrenpilze, Blätterpilze oder Bauchpilze (stengel- und hutlose Pilze wie Bovist) –, nein, sondern weil man durch ein gutes Pilzbuch in eine neue Welt der Naturwunder eingeführt wird. Wer nach dem Studium so eines Büchleins, das an sich schon ein Vergnügen ist, durch abgelegene Wälder streift, den packt es plötzlich mit Leidenschaft, so daß er nicht mehr Fußtritte austeilend nur Steinpilzen, Pfifferlingen und Champignons nachspürt; nein, er wird plötzlich auch zu den feinen Maronenröhrlingen ein Verhältnis bekommen, zum milchigen Reizker, zu den Gelbfüßen, Ziegenbärten oder auch zu den Täublingen. Und sollte er im ersten Jahr noch wenig heimbringen an Ausbeute, so wird er doch stets glücklich und erfüllt aus dem Walde nach Hause kommen, er wird gelernt haben, den Wald mit neuen,

geschärften Augen zu sehen, und schon die ersten Ansätze von Pilzkennerschaft werden ihn mit Stolz erfüllen. Allmählich wird er auch lernen, den richtigen Weg einzuschlagen, um mehr Pilze zu finden, den Weg ins Blaue, weit weg vom Stadtrand, von Campingplätzen, Badeseen, Autostraßen, Kunstdüngerwiesen, Axtschlägen, den Weg in Wälder, wo Forstleute und Bauern die Pilze nicht vertreiben durch Ausräumen der Wurzelstöcke und gestürzter Bäume. Er wird lernen, das sonst so scheu gemiedene Dickicht zu schätzen und den Waldrand, die Lichtungen, die Moospolster, die pilztüchtigen Mischwälder, die Birkenheiden und selbst die Lärchenbestände. (Es gibt einen Pilz, der nur unter Lärchen wächst!) . . . Er wird Reizker, Grünling, Gelbfuß, Butterpilz, Mousseron und Rauchblättrigen Schwefelkopf, diese allesamt wohlschmeckenden Pilze, nie mehr in Laubwäldern, sondern nur im Tannenwald suchen. Und er wird andererseits den Nadelwald meiden, wenn es ihm um Stockschwämmchen geht, um Morcheln, Frauentäublinge, Sommertrüffeln, Pfeffermilchlinge oder Totentrompeten. Den Steinpilz aber und den Pfifferling wird er in beiden Wäldern unter Laub und unter Nadeln finden, freilich in zwei Unterarten, die sich diese Pilzarten ausgebildet haben.

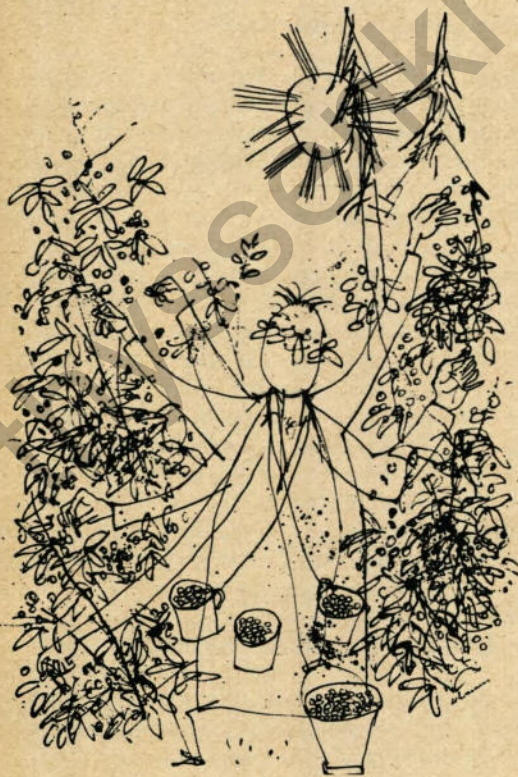
Rezepte – draußen und drinnen

Er wird bei der Pilzsuche lernen, daß man sich im steten Zickzack und Hin und Her auch dann und wann wie ein Verfolgter umwenden muß, weil man doch erst dann jene Standorte einsieht, die vorher von Wurzeln oder Moospolstern verdeckt waren. Er wird dem pfiffigen Pfifferling, der sich so gerne unter Fichtennadeln und Moosdecken versteckt, auf die Schliche kommen, und vielleicht auch dem Gelbbraunen Riesenchampignon und dem Goldchampignon, an denen ich beim erstenmal achtlos vorüberging, weil sie nicht im Walde, sondern frecherweise draußen im tiefen Gras der Lichtung standen – übrigens fünfzehn Stück kerngesunde, köstlich duftende Exemplare, die ich mit zitternden Händen in meinen Korb legte. Allmählich bekommen Sie dann den richtigen Pilzblick und sehen Pilze, an denen Sie einst ahnungslos vorbeigegangen sind.

Sollten Sie sich nicht zum Waldgänger eignen, so gibt es noch einen zweiten Weg, zu Pilzen ein freundliches Verhältnis zu finden: Kaufen Sie sich frische Pilze vom Markt, und besorgen Sie sich gute Rezepte für Pilzgerichte. Sie werden sehen, daß man ein Verbrechen begeht, wenn man lebenslang, was Pilze betrifft, nur zu Pfifferlingen mit Ei steht oder zu Steinpilzen mit Knödeln. Ich nenne hier nur die Namen einiger Pilzgerichte, für die Sie ganz bestimmt das genaue Rezept finden, wenn Sie in Büchern danach suchen. Gute, ja köstliche Pilzgerichte sind etwa: „Tessiner Pilzsalat“ aus Steinpilzen, Tomaten, hartgekochten Eiern, etwas rohem Schinken, Petersilie, Zwiebel, Pfeffer, Salz und wenig Estragonessig, aber viel Olivenöl. – „Gefüllte Paprikaschoten“ mit Pfifferlingen und viel frischen Kräutern, etwas Zwiebel, Salz, Pfeffer und Tomatenketchup, alles in heißes Öl oder in heiße Butter gesetzt und zugedeckt. – „Hackbraten mit Pilzen“ aus Hackfleisch und gleichviel Steinpilzen oder Pfifferlingen, Eiern, Semmeln, Zwiebel, Petersilie, Pfeffer, Salz, Tomate. – „Burgunderrouladen“ mit Champignons, mit Zwiebel gedünstet, in feinen Kalbsbratenresten oder Schinkenscheiben gerollt, plus ein halbes Glas Burgunderwein, ein halbes Glas süßen Rahm, Zitronensaft und Pfeffer. – Champignons in Bierteig. – Panierte Steinpilze. – Kräuteromelett mit Pilzen. – Pilze in Kräuter-rahm. –



MACH MIT BEIM



Onkel Eduards Familienporträts



„Das Hobby meines Onkels Eduard“, so erzählt Obermeister S. aus dem Thomaswerk, „war die Fotografie.“ Onkel Eduard ist einer der ersten Amateurfotografen gewesen. Das schwarze Ungetüm, das er bei Verlobungen, Hochzeiten und Kindtaufen aufbaute, erregte zuerst allgemeines Erstaunen, aber bald nur noch Heiterkeit. Es war zu komisch, wie Onkel Eduard um uns alle herumsprang, Kunos Kopf ins Profil drehte, durch freundliche Grimassen Tante Alma zum Lächeln zwang, schließlich die ganze Gruppe noch einmal blinzeln ins Auge faßte und dann plötzlich unter dem schwarzen Tuch verschwand. Den linken Arm wie ein Haltesignal erhoben drückte er mit der rechten Hand auf den Auslöser.

Onkel Eduards Hobby verdanken wir unser Familienarchiv in Bildern. Wir hatten einen Stammbaum, an dessen Ästen und Zweigen Großvater und Großmutter, Onkel Willi, Tante Luise, Tante Alma, Kuno und die kleinen Eduards, Almas und Hänschen saßen. Die Familienbilder zeigen hier und da Ähnlichkeiten, die festzustellen die junge Generation unserer Sippe nicht müde geworden ist. Sie zeigen aber auch Wandlungen der Mode, verraten den Fortschritt in der Fotografie, kurz gesagt, sie sind ein Stück Familien-Kultur- und Zeitgeschichte.

Die Fotos sind aber auch, weil sie gerade Onkel Eduards Hobby waren, der alles entweder richtig oder gar nicht machte, kleine Meisterwerke. Lebte Onkel Eduard noch, ich glaube, es würde ihn ungemein reizen, den Stammbaum in Bildern sorgsam einzupacken, um ihn zum Hobby-Wettbewerb der Hoesch AG zu bringen. Denn Onkel Eduard war ein Menschenfreund. Er liebte nicht nur seine Familie und sein Hobby: „Was mir Freude macht, könnte vielleicht auch anderen ...“

Unsere Hobby-Ausstellung soll vor allem recht vielseitig zeigen, an wie vielen Dingen man seine Freude haben kann. Deshalb erinnern wir auch diesmal wieder daran, das ausgefallene, ganz persönliche Hobby, von dem vielleicht mancher unter uns annimmt, es sei eigentlich gar nicht vorzuzeigen, ist auf unserer Ausstellung ebenso willkommen wie die bereits bekannten Möglichkeiten der Freizeitbeschäftigung, von denen jeder unserer Mitarbeiter eine Probe einsenden kann.

Haben Sie sich überhaupt schon angemeldet?

Wenn nicht, benutzen Sie bitte dazu die am Ende des Heftes eingefügte vorgedruckte Postkarte!

50 JAHRE BEI UNS



Am 22. Mai 1962 feierte Richard Reith sein 50-jähriges Arbeitsjubiläum bei der Hoesch AG Westfalenhütte. Er begann seine Tätigkeit mit einer dreijährigen kaufmännischen Lehre im Stahlwerksbüro, arbeitete dort noch zwei weitere Jahre, bis er im ersten Weltkrieg eingezogen wurde. 1919 kehrte er an den alten Arbeitsplatz zurück, kam jedoch am 1. April 1920 ins Büro der Steinfabrik, wo er vor allem die Lohnlisten führte. 1932 war Richard Reith noch einmal für ein Jahr im Stahlwerksbüro beschäftigt. Danach kam er zur Versuchsanstalt, wo er 15 Jahre Abrechnungen aller Art ausführte. Einige ältere Mitarbeiter der Versuchsanstalt kennen ihn noch als den besten Kegler ihres Vereins und wissen zu erzählen, wie er ganz gegen die Erfahrung „links aufgesetzt die linke Eckpinne holte“. Von 1948 bis heute ist Richard Reith wieder im Büro der Steinfabrik tätig. In seinem Heim in Löttringhausen wartet abends nicht nur die Familie auf ihn, sondern auch der Boxer Bijou, der meist schon am Gartentor steht.



Auch Karl Rüsing ist schon 50 Jahre bei der Hoesch AG, und mit ihm arbeiteten bis zum Jahre 1957 vier Brüder bei uns. Zwei davon sind auch heute noch auf der Westfalenhütte beschäftigt, Otto Rüsing schon 48 Jahre und Walter Rüsing bereits 46 Jahre. Unser Jubilar hat vor fünf Jahrzehnten als 14-jähriger in der Firma von der Becke, der jetzigen Becke-Prinz GmbH, angefangen. Er wurde dort bis 1915 als Stanzer beschäftigt. Mit 17 Jahren wechselte er jedoch wegen der besseren Verdienstmöglichkeiten als Rangierer zum Eisenbahnbetrieb der Westfalenhütte und ist dort bald Heizer und schließlich Schmalspurlokführer geworden. 1930 kam Karl Rüsing zum Werkschutz, und seit 1936 ist er nun in der Maschinenabteilung Kessel. In den ersten Jahren waren ihm hier die Abhitzkessel im Walzwerk 3 und im Drahtwalzwerk zur Wartung anvertraut. Später wurden ihm als Oberkesselwärter die Hochdruckkessel übertragen. Seit 1960 ist Karl Rüsing im Magazin beschäftigt. Unser Jubilar wohnt in einem Eigenheim in Kirchderne. In seinem schönen Garten findet er Erholung und Entspannung.

HOESCH STECKENPFERD TURNIER

Sie bleiben dem Werk verbunden

Am 26. April 1962 fand für 74 Mitarbeiter, die in den letzten zwölf Monaten pensioniert worden waren, im Gästehaus der Hohenlimburger Walzwerke mit den Herren des Direktoriums, Dr.-Ing. Heinrich Höhle, Herbert Severing, Emil Wiegelmann, mit den Betriebsratsvorsitzenden Richard Bastian und Paul Huf und mit geladenen Gästen, unter ihnen Direktor Berthold Stockbauer und Dr.-Ing. Toni Wimmer, eine Abschiedsfeier statt.

Das war ein Tag, um einmal wieder Rückschau zu halten. In den Jahrzehnten, in denen die Pensionäre den Hoesch-Walzwerken treu blieben, hat sich der Betrieb vergrößert und verändert. Neue Werkshallen sind entstanden, und die alten Maschinen und Walzenstraßen wichen neuzeitlichen, modernen Anlagen. Die Menschen haben sich umstellen müssen; die schwere körperliche Arbeit wurde oft durch die Maschine erleichtert, die Anforderung auf Sinne und Nerven verlagert. Das alles hat das Berufsleben unserer Mitarbeiter gestaltet und beeinflusst. Und doch ist für jeden einzelnen vor allem wichtig gewesen, daß er an seinem Arbeitsplatz, gleichgültig wie dieser auch ausgesehen oder wie er sich verändert haben mag, mit dem Herzen dabei war. Diesen Gedanken sprach Dr. Toni Wimmer

oft bereits schon zur „selben Schicht“ gegangen sind, haben auch jetzt wieder Söhne, Neffen und Brüder im Betrieb. Und wenn einer von ihnen in der Familie wirklich der „letzte Hoesch“ ist, so bleibt noch immer der Stammtischbruder oder der Freund aus dem Gesangsverein, ganz abgesehen vom Nachbarn, der noch einige Jahre länger an der Walze steht und die Verbindung zum „Kotten“ aufrechterhält.

Werksgeschichte – eigene Erinnerungen

Da die Erinnerung an das Berufsleben der Pensionäre eng mit der Werksgeschichte verknüpft ist, erzählte Emil Wiegelmann in seiner Ansprache von der Entstehung und Entwicklung der Warm- und Kaltwalzwerke, des Federnwerkes, des Profilwerkes, der Blankstahlzieherei und des Veredelungsbetriebes. Er zeichnete ein Bild des alten Werkes im „Langen Kamp“ aus dem Jahre 1905, als es noch über fünf Walzenstraßen, ein Puddelwerk, einen Reckhammer und eine Eisengießerei verfügte. „Damals erkannte man bereits, daß es vergrößert werden mußte, weil bei dem wachsenden Bedarf von Walzeisen und Walzstahl die Anlage nicht mehr ausreichte. Das von dem Märkisch-Westfälischen Bergwerksverein in Letmathe erworbene 36 Morgen große Grundstück in Oege mit Wasserkraftanlage und Turbine war dann der Anfang zum Oeger Walzwerk, in dem heute 1255 Mitarbeiter ihren Arbeitsplatz haben. „Es war das Gelände“, führte Emil Wiegelmann aus, „auf dem der bekannte Industrielle Dietrich Piepenstock in den Jahren 1828 bis 1831 die erste Weißblechfabrik Westfalens errichtete, die jedoch 1878 ihren Betrieb einstellen mußte. Auf dem neuen Gelände ist 1906 die erste große Werkshalle mit drei neuzeitlich eingerichteten Walzenstraßen und zwei elektrischen Zentralen für Kraft und Licht erbaut worden.“

Das Halbzeug kam aus den Dortmunder Stahlwerken

Im Jahre 1907 schloß sich der ehemalige „Limburger Fabrik- und Hüttenverein“ mit dem Eisen- und Stahlwerk Hoesch in Dortmund zusammen. Das Puddelwerk, der Reckhammer und die Gießerei der alten Anlage am „Langen Kamp“ wurden abgebrochen, das Halbzeug zur Weiterverarbeitung kam ausschließlich aus den Dortmunder Stahlwerken.

„Das Jahr 1913 war ein besonderer Markstein in der Werksgeschichte der Hohenlimburger Walzwerke“, so berichtete Emil Wiegelmann weiter. „An die 1906 in Oege erbaute Werkshalle baute man eine neue, die mit drei modernen Walzenstraßen die Produktion für das Werk „Langen Kamp“ mit übernahm. Das alte Werk konnte abgebrochen werden, und damit ist der „Lange Kamp“ nicht mehr eine Stätte der Arbeit der dröhnenden Maschinen geblieben. Heute erinnern freundliche Anlagen und ausgedehnte Rasenflächen wieder an eine viel frühere Zeit, in der das Weideland an der Lenne seinen Namen erhielt.“

Die Erzeugnisse aus dem Oeger Warmwalzwerk haben trotz der Rückschläge in zwei unglücklichen Kriegen Weltruf erlangt, ganz besonders, nachdem 1955 die kontinuierliche Mittelbandstraße ein den gesteigerten Ansprüchen der Weiterverarbeitung entsprechendes Warmband in schwersten Ringgewichten mit hervorragenden Qualitätseigenschaften liefern konnte. Heute werden rund 80 v.H. der Warmbanderzeugung in Hohenlimburg von dieser Straße gewalzt.

Das Nahmer Werk kam 1920 zu Hoesch

Das Nahmer Kaltwalzwerk hat nicht schon immer zu Hoesch gehört. Erst 1920 kam die



▲ Seit zwei Jahren selbst Pensionär der Hohenlimburger Walzwerke, richtete Dr.-Ing. Toni Wimmer, Mitglied des Aufsichtsrates der Hoesch AG, herzliche Worte an die ehemaligen Mitarbeiter. Erich Wiegelmann, Mitglied des Direktoriums (links daneben), hielt die Festansprache. Links neben ihm Dr.-Ing. Heinz Höhle und der ebenfalls im Ruhestand lebende Direktor Berthold Stockbauer. Rechts von Toni Wimmer die Pensionäre Aribert Zick und Fritz Schlicht

in seinen an die Pensionäre gerichteten herzlichen Worten aus und traf damit gerade das, was den „Hohenlimburgern“ den Abschied vom Werk so schwer macht. Denn jeder der Mitarbeiter, die nun in den verdienten Ruhestand getreten sind, hat in seinem langen Arbeitsleben mit innerer Beteiligung den Arbeitsplatz ausgefüllt, auf den er einmal gestellt worden war. Beruflicher Erfolg, Befriedigung durch die Tätigkeit und Kameradschaft unter den Kollegen haben den Menschen an den Betrieb gebunden, in dem er jahrelang mehr als acht Stunden seines Tages verbrachte.

Durch diesen Abschied reißt aber die Bindung zum Werk nicht ab, denn die meisten Hohenlimburger Pensionäre, deren Väter und Brüder

Hohenlimburger Pensionäre feierten Abschied von den Hoesch-Walzwerken

Firma Boecker & Röhr, die ehemals aus einem 1571 gegründeten Kupferhammer hervorgegangen war, zu den Dortmunder Stahlwerken. Hier wurde und wird nun Kaltband und härterbar sowie gehärteter Stahl aus dem Vormaterial unserer Warmbandbetriebe gewalzt, das nicht nur unsere eigenen Werke, sondern auch die übrige Kaltwalzindustrie sowie Rohwerke und andere weiterverarbeitende Betriebe versorgt.

Der ständig steigende Bedarf an kaltgewalztem Material machte neue technische Anlagen erforderlich. So wuchs im Laufe der Jahre im Kaltwalzwerk Nahmer ein Hoesch-Betrieb heran, der heute zu den führenden Werken dieser Branche zählt.

Die Mitarbeiter aus dem heutigen Kaltwalzwerk in Kabel kamen erst mit Übernahme des Betriebes Hesse & Schulz 1931 zu Hoesch. Durch seine Spezialfertigung an Verpackungsband sind die dortigen Anlagen eine gute Ergänzung zu denen im Werk Nahmer geworden. Im Herbst 1924 wurde von Hoesch die kleine, erst wenige Jahre bestehende Firma Boecker-Windfeder & Co. übernommen, die außer Spiralfedern und kleinen Stanzartikeln profiliertes Bandisen fertigt. Auch hier war man bemüht gewesen, nach weitschauenden Überlegungen erfolgversprechende neue Wege der Verarbeitung von Warm- und Kaltband zu finden.

Von 100 Personenwagen 50 mit Hoesch-Federn

Unser heutiges Federnwerk wurde im Jahre 1912 von Fritz Giese gegründet. Als es im Jahre 1920 von Hoesch übernommen wurde, fertigte es bereits Drahtfedern. Die Produktion von Schienenfahrzeug-Federn, Pufferfedern und Schraubenfedern, zu denen ab 1927 die Erzeugung von Autofedern kam, gaben dem Werk neue Entwicklungsmöglichkeiten. 50 v.H. aller Personenkraftwagen, die heute in der Bundesrepublik hergestellt werden, sind mit Hoesch-Federn ausgerüstet.

Vor einem Jahr wurde das Stoßdämpferwerk in Efferen bei Köln erworben, das der Entwicklung und Forschung auf dem Gebiet der Federungs-elemente dienen soll.

Unsere Blankstahlzieherei, erst während des Krieges erbaut, wurde 1945 demontiert. Nur wenige Aggregate blieben uns erhalten. Die fehlende Krananlage beeinträchtigte in den ersten Nachkriegsjahren die Produktion sehr. Lange Zeit fuhr ein uralter Dampfkran Vormaterial und Fertigerzeugnisse. Nach den notwendigen Neuinvestitionen stieg auch hier die Erzeugung wieder an. Heute liefert die Anlage bereits 3000 bis 3500 Tonnen monatlich.

Der Erfolg ist das Werk aller Mitarbeiter

Im Januar 1943 übernahm Hoesch den 1870 durch Hermann Borlinghaus in der Mühlen-teichstraße gegründeten Veredelungsbetrieb. Am 4. Dezember 1944 wurde dieses Werk zu einem großen Teil durch Bomben zerstört. Nach dem Wiederaufbau konnte auch hier die Arbeit der herkömmlichen Veredelungsarten weitergeführt und im Jahre 1958 zusätzlich eine elektrolytische Verzinnung und eine Lackier-anlage in Betrieb genommen werden."

Nachdem Emil Wiegelmann die Geschichte der Walzwerke Hohenlimburg in den letzten fünfzig Jahren in diesen Abrissen gestreift hatte, wies er darauf hin, daß viele der scheidenden Mitarbeiter in diesen vergangenen Jahren am Wirken und Werden des Werkes beteiligt gewesen seien. Ohne gemeinsame vertrauens-volle Zusammenarbeit aller sei aber ein Erfolg

wie dieser nicht möglich gewesen. Er gedachte der Mitarbeiter, die vorzeitig durch den Tod von uns gegangen sind und wünschte den anwesenden ehemaligen Mitarbeitern einen gesegneten Ruhestand, damit sie ihren Familien noch viele Jahre in Gesundheit erhalten bleiben.

„Mögen sie untereinander, nachdem sie so viele Jahre Kollegen der Arbeit waren, nun Freunde im Ruhestand sein, so wie sie uns allen als Freunde des Werkes und unserer Hoesch-Familie erhalten bleiben.“

Dann richtete Betriebsratsvorsitzender Richard Bastian im Namen des Betriebsrates und der Belegschaft herzliche Worte des Dankes an die Kollegen. Auch er wünschte ihnen Gesundheit und Wohlergehen im verdienten Ruhestand und bat sie, nach ihrem Ausscheiden mit den zurückgebliebenen Arbeitskameraden und ihrem Werk in Verbindung zu bleiben.

Zusammen 2300 Dienstjahre bei Hoesch

Die Pensionäre erlebten frohe Stunden an den mit Frühlingsblumen geschmückten Tafeln im Gästehaus, dessen Räume wohl kaum noch an die alte Walzhalle des sogenannten Langen

Kamps erinnern, in deren Mauern sie ein geschickter Architekt im Jahre 1922 hineingebaut hatte. 22 der Pensionäre gehörten mehr als 40 und 50 Jahre zum Werk, alle zusammen konnten sie fast 2300 Dienstjahre bei Hoesch zählen. So manches Erlebnis aus früherer Zeit ging in diesen Stunden noch einmal von Mund zu Mund, das neben dem Werden und Wachsen des Betriebes nicht vergessen läßt, daß Menschen mit all ihren Stärken und Schwächen, mit Ernst und Humor bei Hoesch arbeiten und leben.

▼ Fast 2300 Dienstjahre bei Hoesch konnten die 74 Pensionäre der Hohenlimburger Walzwerke zählen. An Tafeln, mit Frühlingsblumen geschmückt, erlebten sie frohe Stunden, in denen noch einmal so manches Erlebnis aus früheren Tagen ausgetauscht wurde. Auf unserem Bild sehen wir links Max Matzner und von rechts vorn nach hinten: Paul Pfeil, Heinrich Becker, Josef Korkus, Heinrich Hallenscheidt, Wilhelm Renzing, Albert Franke, Ernst Ittershagen, Karl Brake/Imann, Hugo Dietrich, Wilhelm Bornemann, Fritz Czjbulka und August Ludwig. Bild unten zeigt von vorn nach hinten: August Ludwig, Adolf Bäßler, Hermann Wilke, Ferdinand Dornis, Josef Hesse, Josef Cornelius, Josef Dettlenberg, stehend Heinrich Sundermann, August Jeske, Paul Höpfe, Heinrich Müschenborn



50 Hoesch AG Westfalenhütte

27. 6. 1962 Karl Rüsing, Obermaschinist

40 Hoesch AG Bergbau

1. 6. 1962 Franz Berkemeier, Verwieg
Schachtanlage Kaiserstuhl
1. 6. 1962 Bernhard Göbbeler, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 6. 1962 Josef Witt, Hauer
Schachtanlage Carl
2. 6. 1962 Josef Ciernioch, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
8. 6. 1962 Ernst Stuckmann, kaufm. Angestellter
Schachtanlage Kaiserstuhl
9. 6. 1962 Heinrich Gruhn, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
17. 6. 1962 Josef Walitza, Maschinenhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
21. 6. 1962 Josef Krandt, Lehrhauer
Schachtanlage Emil
23. 6. 1962 Kurt Schobert, Hauer
Schachtanlage Radbod
26. 6. 1962 Theodor Lehnhardt, Schachthauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
29. 6. 1962 Johann Scheffler, Seilf.-Maschinist
Schachtanlage Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 6. 1962 Rochus Stendera, Kranführer
2. 6. 1962 August Giesebrecht, Hüttenarbeiter
5. 6. 1962 Alex Reiter, Kranführer
6. 6. 1962 Richard Grumann, Maschinist
6. 6. 1962 Albert Siegmund, Werkschutzmann
7. 6. 1962 Josef Schrade, Schlosser
7. 6. 1962 Karl Wagemann, Obermeister
9. 6. 1962 August Zöllkau, Leitstellenführer
14. 6. 1962 Ernst Meyer, Schmied
18. 6. 1962 Anton Bartsch, Walzmeister
20. 6. 1962 Heinrich Buddeus, Polierer
21. 6. 1962 Hubert Bachstein, Vorarbeiter
22. 6. 1962 Erich Brunschede, Schichtmeister
22. 6. 1962 Johann Kowalski, Kranführer
26. 6. 1962 Stefan Kulus, Hüttenarbeiter
26. 6. 1962 Viktor Ziolkowski, Hüttenarbeiter
29. 6. 1962 Josef Bachleitner, Fertigwalzer
30. 6. 1962 Stanislaus Mocek, Badewärter

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

1. 6. 1962 Friedrich Loer, Betriebsangestellter
6. 6. 1962 Emil Krugmann, Meister
12. 6. 1962 Fritz Bovensmann, Lokführer
12. 6. 1962 Wilhelm Renfordt, Walzwerker
15. 6. 1962 Otto Schornstein, Walzwerker

Maschinenfabrik Deutschland AG

27. 6. 1962 Willi Stein, Schleifer

Trierer Walzwerk AG

25. 6. 1962 Karl Fries, Glüher
Werk Langerfeld

Schwinn AG

6. 6. 1962 Eduard Eis, Vorarbeiter

Dortmunder Drahtseilwerke GmbH

22. 6. 1962 Richard Koss, Vorarbeiter

25 Hoesch AG Bergbau

1. 6. 1962 Josef Bergmann, 2. Maschinist
Schachtanlage Emil
1. 6. 1962 Boleslaus Budnowski, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
1. 6. 1962 Theodor Hendler, Maschinist
Schachtanlage Fritz
1. 6. 1962 Otto Hirschfeld, Wächter
Schachtanlage Radbod

1. 6. 1962 Franz Jankowski, Hauer
Schachtanlage Wilhelmine-Victoria
1. 6. 1962 Hermann Limbeck, Hauer
Schachtanlage Fritz
1. 6. 1962 Wilhelm Wagner, Lehrhauer
Schachtanlage Emil
1. 6. 1962 August Wilbat, Hauer
Schachtanlage Fritz
2. 6. 1962 Rudi Busse, Laborant
Kokerei Kaiserstuhl
2. 6. 1962 Wilhelm Decker, Schmied
Schachtanlage Emil
2. 6. 1962 Mathias Dinkelbach, Hauer
Schachtanlage Radbod
2. 6. 1962 Franz Droste, Maschinist
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
2. 6. 1962 Alfred Hinz, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
2. 6. 1962 Josef Rosinski, Seilf.-Maschinist
Schachtanlage Fritz
2. 6. 1962 August Warwell, Zimmerhauer
Schachtanlage Fritz
2. 6. 1962 Heinrich Wilde, Hauer
Schachtanlage Radbod
3. 6. 1962 Johannes Humberg, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
5. 6. 1962 Alfred Greinert, Hauer
Schachtanlage Emil
5. 6. 1962 Walter Pawlowski, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz
7. 6. 1962 Wilhelm Grundhoff, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
7. 6. 1962 Lorenz Kuwaja, Hauer
Schachtanlage Radbod
7. 6. 1962 Alfred Tennagels, 2. Rangierer
Schachtanlage Emil
8. 6. 1962 Richard Schneider, Hauer
Schachtanlage Fritz
9. 6. 1962 Wilhelm Janssen, Hauer
Schachtanlage Radbod
9. 6. 1962 Josef Szymanski, Hauer
Schachtanlage Radbod
10. 6. 1962 Wilhelm Brüning, Hauer
Schachtanlage Radbod
10. 6. 1962 Walter Sauerstein, Lehrhauer
Schachtanlage Radbod
11. 6. 1962 Michael Kociemba, Hauer
Schachtanlage Fritz
11. 6. 1962 Josef Schwingler, Hauer
Schachtanlage Radbod
11. 6. 1962 Johann Zwack, Lehrhauer
Schachtanlage Radbod
12. 6. 1962 Gustav Hoffmann, Hauer
Schachtanlage Radbod
12. 6. 1962 Heinrich Pape, Wasseraufbereiter
Schachtanlage Radbod
12. 6. 1962 August Przygodda, Hauer
Schachtanlage Emil
12. 6. 1962 Rolf Schmidt, Hauer
Schachtanlage Radbod
14. 6. 1962 Franz Cornelius, Hauer
Schachtanlage Emil
14. 6. 1962 Wilhelm Grabowski, Hauer
Schachtanlage Radbod
14. 6. 1962 Ernst Lier, Hauer
Schachtanlage Radbod
14. 6. 1962 Franz Pabich, Hauer
Schachtanlage Radbod
14. 6. 1962 Erich Sasse, Lehrhauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
15. 6. 1962 Johann Brinkmann, Hauer
Schachtanlage Emil
15. 6. 1962 Anton Kalb, Hauer
Schachtanlage Radbod
15. 6. 1962 Max Kirschnik, Hauer
Schachtanlage Emil
15. 6. 1962 Ludwig Lüning, Maschinensteiger
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
15. 6. 1962 Karl Pilch, Hauer
Schachtanlage Radbod
15. 6. 1962 Franz Szczepan, Hauer
Schachtanlage Fritz
16. 6. 1962 Kurt Decker, Hauer
Schachtanlage Radbod
16. 6. 1962 Max Fischer, Belfahrer
Schachtanlage Fritz
16. 6. 1962 Willi Fröbrich, Hauer
Schachtanlage Radbod
16. 6. 1962 Johann Hinkelmann, Fördermasch.
Schachtanlage Radbod

16. 6. 1962 Johann Loer, Hauer
Schachtanlage Radbod
16. 6. 1962 Paul Marcinczyk, Zimmerhauer
Schachtanlage Fritz
16. 6. 1962 Kurt Morschek, 1. Rangierer
Schachtanlage Fritz
16. 6. 1962 Max Müller, Hauer
Schachtanlage Radbod
16. 6. 1962 Heinrich Trienenjost, Meisterhauer
Schachtanlage Radbod
17. 6. 1962 Heinrich Gawlik, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz
18. 6. 1962 Max Jäcke, Lehrhauer
Schachtanlage Radbod
18. 6. 1962 Robert Klein, Fahrhauer
Schachtanlage Radbod
18. 6. 1962 Johann Krupski, Hauer
Schachtanlage Fritz
18. 6. 1962 Gustav Kunz, Hauer
Schachtanlage Fritz
18. 6. 1962 Josef Vodisek, Hauer
Schachtanlage Fritz
19. 6. 1962 Paul Borkowski, Hauer
Schachtanlage Emil
19. 6. 1962 Franz Schmidtke, Hauer
Schachtanlage Fritz
21. 6. 1962 Franz Danelzig, Hauer
Schachtanlage Emil
21. 6. 1962 Bernhard Hericks, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
21. 6. 1962 Anton Schmersträter, Schreiner
Schachtanlage Radbod
21. 6. 1962 Heinrich Schulz, Maschinist
Schachtanlage Fritz
22. 6. 1962 Karl Betkowski, Hauer
Schachtanlage Emil
22. 6. 1962 Ernst Hammerl, Hauer
Schachtanlage Radbod
22. 6. 1962 Otto Müller, Wasseraufbereiter
Schachtanlage Radbod
22. 6. 1962 Friedrich Tepesch, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
23. 6. 1962 Josef Grewing, Klempner
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
24. 6. 1962 Karl Fröhlich, Drucker
Schachtanlage Emil
26. 6. 1962 Fritz Ohle, Schachtaufseher
Schachtanlage Radbod
30. 6. 1962 Alwin Gehring, Hauer
Schachtanlage Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

3. 6. 1962 Rudolf Bergknecht, Bundabnehmer
3. 6. 1962 Heinrich Müller, Hüttenarbeiter
5. 6. 1962 Ernst Hoyer, Hüttenarbeiter
5. 6. 1962 Albert Pott, Werkmeister
11. 6. 1962 Franz Gorny, Hüttenarbeiter
11. 6. 1962 Walter Reitemeyer, Lagerarbeiter
13. 6. 1962 Alfred Rübsam, Schmelzmeister
21. 6. 1962 Artur Jechalik, Maschinenschlosser
23. 6. 1962 Heinrich Huxol, Verlader
24. 6. 1962 Hans Dreesbeindiek, Bürohilfskraft
26. 6. 1962 Hermann Voss, Maschinist
30. 6. 1962 Hugo Dunke, Vorarbeiter
30. 6. 1962 Vincenz Owczarek, Badewärter

Hoesch AG

Walzwerke Hohenlimburg

23. 6. 1962 Kurt Hammermeister, Walzwerker
23. 6. 1962 Fritz Honselmann, Warmwalzer

Schmiedag AG

22. 6. 1962 Karl Bahl, Graveur
Werk Grüntal
22. 6. 1962 Georg Knoch, Schlosser
Werk Grüntal
23. 6. 1962 Otto Sombrowski, Schweißer
Werk Grüntal

Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH

8. 6. 1962 Albert Kubiak, Stanzer

Hoesch Bergbautechnik GmbH

1. 6. 1962 Friedrich Duscha,
Handlungsbevollmächtigter

Hoesch Eisenhandel mbH

17. 6. 1962 Hubert Jacoby, kaufm. Angestellter

DRUCKSACHE

An die

HOESCH AG

SCHRIFTLEITUNG WERK UND WIR

DORTMUND

Eberhardstraße 12

Sind Sie dabei . . .

. . . bei unserem Hoesch-Steckenpferdturnier 1962?

Im Herbst ist es wieder soweit! Das dritte Hoesch-Steckenpferdturnier steht vor der Tür. Wir rufen unsere Belegschaftsmitglieder in allen unseren Werken und Gesellschaften zur Teilnahme auf. Niemand soll sein Licht unter den Scheffel stellen. Darum unsere Bitte: Jeder, der ein Steckenpferd reitet, möge mitmachen! Füllen Sie bitte die Karte aus, auf der Sie uns Ihren Namen, das Werk, bei dem Sie tätig sind, und das Steckenpferd, mit dem Sie sich an unserer Ausstellung beteiligen wollen, mitteilen.

Wir hoffen, auch Sie sind dabei! Wir erwarten auch Ihre Nachricht!

Ich beabsichtige, am diesjährigen Hoesch-Steckenpferdturnier teilzunehmen	
Name	Vorname
Ort	Straße
Ich bin Werksangehöriger der	
Mein Steckenpferd ist :	

Sind Sie dabei . . .

. . . bei unserem Hoesch-Steckenpferdturnier 1962?

Im Herbst ist es wieder soweit! Das dritte Hoesch-Steckenpferdturnier steht vor der Tür. Wir rufen unsere Belegschaftsmitglieder in allen unseren Werken und Gesellschaften zur Teilnahme auf. Niemand soll sein Licht unter den Scheffel stellen. Darum unsere Bitte: Jeder, der ein Steckenpferd reitet, möge mitmachen! Füllen Sie bitte die Karte aus, auf der Sie uns Ihren Namen, das Werk, bei dem Sie tätig sind, und das Steckenpferd, mit dem Sie sich an unserer Ausstellung beteiligen wollen, mitteilen.

Wir hoffen, auch Sie sind dabei! Wir erwarten auch Ihre Nachricht!

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötling. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Grafische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Titel- und Rückseite: Manfred Kampmann, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 61 bis 72: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötling. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten 161 bis 192: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Holschen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit ☐ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

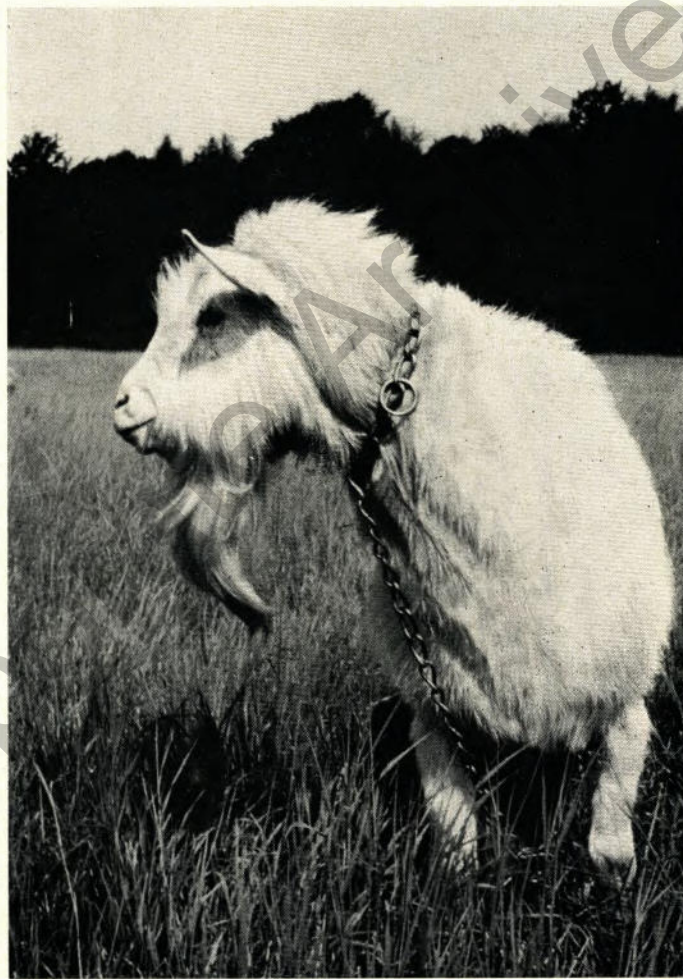
Bildnachweis: Farblinnenselten: Erich Kreuzner (Seite 233) und Manfred Kampmann, beide Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Hering, Kampmann, Kreuzner, Korte, Steinfurth, alle Dortmund; Archiv der Stadt Dortmund, Laenderpress, Pressestelle des Landtags von Nordrhein-Westfalen, Söddeutscher Verlag und Werks- und Privataufnahmen. Zeichnungen: Ulrik Schramm, Feldafing/Obb.



1



2



4



3



5

- | | | |
|---|------------------|-----------------------------------|
| 1 | Erich Lippke | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 2 | Josef Graben | Hoesch Eisenhandel mbH |
| 3 | Wilhelm Hassepaß | Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH |
| 4 | Wilhelm Bertram | Schmiedag AG |
| 5 | Adolf Vieth | Hoesch AG Westfalenhütte |

